

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 M. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Bur Weltausstellung in Berlin.

Wir haben über dieses Thema schon im „Volksblatt“ geschrieben und haben uns für eine Weltausstellung und gegen eine sogenannte nationale Ausstellung erklärt.

Aus den letzten beiden Nummern unseres Blattes aber ersehen die Leser, daß man sich gegenwärtig mit dem Plane trägt, in Berlin eine nationale Ausstellung für das Jahr 1888 zu veranstalten.

Wir halten es nun an der Zeit, ein Referat wieder aufzufrischen, welches zu Ende des Jahres 1882 im „Verein zur Beförderung des Gewerbesinnes“ zu Berlin gehalten wurde. Dieser Verein hatte nämlich einen technischen Ausschuss eingesetzt, welcher über die Ausstellungsfragen beraten sollte. Professor Bogel, Mitglied dieses Ausschusses, referirte nun unter dem Vorsitz des Unterstaatssekretärs Dr. von Möller über die Beratungen des Ausschusses in folgender Weise.

Er gab zunächst einen Abriss über die Entstehung des Projektes, das bereits 1879 zur Zeit der Gewerbeausstellung ventilirt wurde. Das Kellertenkollegium der Berliner Kaufmannschaft und das Präsidium des deutschen Handelstages diskutirten die Angelegenheit, suchten die Meinungen der Handelskammern zu eruiiren und machten über die dem Projekt günstigen Äußerungen derselben dem Reichsamt des Innern Mittheilung. Weiterhin nahm der „Verein Berliner Kaufleute und Industrieller“ die Sache in die Hand und wählte ein Komitè zur Berathung. Diefes erklärte sich in seiner Majorität gegen eine Berliner Weltausstellung, dagegen für eine allgemeine deutsche Ausstellung. Um die Meinung eines größeren kompetenten Forums über die Angelegenheit zu vernehmen, berief das Komitè eine Versammlung von Delegirten der hervorragendsten technischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Vereine Berlins auf den 21. Juli 1881; dieselbe erklärte sich, obgleich anfänglich die Stimmung mehr für eine deutsche Landesausstellung war, nach lebhaften Debatten schließlich für eine Berliner Weltausstellung. Zwischen tauchte das Projekt einer 1888er internationalen Ausstellung in Rom auf. Das Kellertenkollegium richtete daher an die Reichsregierung das Ersuchen, darauf hinzuwirken, daß statt dieser Ausstellung eine internationale Ausstellung in Deutschland abgehalten werde. Der Bescheid des Ministers von Boetticher lautete ablehnend und wurde derselbe in der Reichstagsdebatte vom 28. Januar d. J. auf die Interpellation des Abg. Löwe näher motivirt. Herr Reichensperger-Kreisel bekräftigte die Äußerungen des Ministers und suchte auszuführen, daß Herr Reuleaux (der in jener Zeit in Australien als Regierungskommissar

weilte) an der Spitze der Bewegung zu Gunsten der Weltausstellung stehe, und daß nur Grundstückspekulanten, Zimmervermieter, Stellenjäger und Droschkenkutscher sich für dieselbe interessiren. Man ließ von Seiten des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller das Weltausstellungsprojekt fallen und agitirte seitdem nur für eine deutsche Landesausstellung. Dagegen nahm der Verein für Gewerbesinns im April d. J. das erste Projekt wieder in Erwägung, als Herr Dr. Grothe verschiedene Anträge, betreffend die Reform des Ausstellungswesens gestellt, und darin ausdrücklich die Weltausstellungsfrage angeregt hatte. Der technische Ausschuss des Vereins wählte den Redner zum Referenten in dieser Sache und unterbreitete nach eingehender Berathung dem Vereine eine Resolution zur Annahme, worin die Veranstaltung von internationalen Ausstellungen in nicht zu kurzen Zeiträumen als wünschenswerth hingestellt und die Reichsregierung ersucht wird, daß die nächste Weltausstellung nach der italienischen in Berlin stattfinden, dabei aber betont wird, daß Reformen im Ausstellungswesen nothwendig erscheinen.

Nach dieser historischen Darstellung schritt Redner zur Motivirung der untenstehenden Resolution. Er gab zu, daß bei Weltausstellungen sich Elemente eindrängen, die nur ihren eigenen Vortheil im Auge haben, betonte aber, daß dies bei allen großen Unternehmungen der Fall sei, und wies auf den „spekulativen Patriotismus“ des Jahres 1870 hin. Er gab die hohen Unkosten zu, erachtete diese aber klein gegenüber dem immensen diaktischen Nutzen derselben für die veranaltende Nation; er bestritt, daß jede Weltausstellung ihre Vorgängerin an Luxus und Großartigkeit übertreffen müsse. Die Philadelphia-Ausstellung war nur wenig größer als die Wiener, und war in Bezug auf Baulichkeiten viel einfacher und billiger, aber dennoch anziehender als die letztere, so daß sie ohne Defizit abschloß, während die Wiener 12 Millionen Gulden Defizit hinterließ. Der unerhörte Luxus der Pariser Weltausstellung von 1878 hatte einen politischen Hintergrund; man wollte zeigen, daß die Republik noch größeren Glanz entfalten könne, als das Kaiserreich.

Redner tritt ferner der Behauptung entgegen, daß Berlin keine Stadt sei, die Anziehung auf die Fremden ausübe, und daß es deshalb an genügender Besucherzahl für eine Weltausstellung fehlen würde. Er weist auf die großartige Entwicklung des Berliner Verkehrswesens in den letzten 10 Jahren hin. Berlin habe jetzt ca. drei Mal soviel Stadtpostanstalten und ein mehr als drei Mal so großes Pferdebahnetz wie

Wien, eine Stadtbahn besitze letzteres überhaupt nicht. Er macht auf den mächtigen Aufschwung der Berliner Industrie aufmerksam, welche der Pariser selbst auf dem Frankreich ureigensten Gebiete der Mode namhafte Konkurrenz macht. Ueber 50,000 Menschen arbeiten in Berlin in Konfektion und exportirte diese Branche allein nach Nordamerika 1880 Waaren im Werthe von M. 2,800,000 und 1881 sogar für M. 3,800,000. Der Gesamtumsatz der Berliner Shawlfabrikation wird auf jährlich 13 Millionen Mark angegeben, davon kommen 7 bis 8 Millionen auf den Export. Die Exportlisten des hiesigen amerikanischen Konsulats weisen 1876 nur für 7 1/2 Millionen, 1881 dagegen für 16 Millionen Mark Berliner Waaren auf. Redner betonte dann die große Entwicklung der Berliner Kunstindustrie, die in manchen Branchen, z. B. Bronzewaaren und Lampen, erfolgreich mit der französischen in die Schranken trete und bereits einen Weltmarkt besitze. Der Redner weist dann auf die in neuerer Zeit entstandenen und noch entstehenden staatlichen, kommunalen und bürgerlichen Prachtbauten hin, auf die sich immer weiter ausdehnende Asphaltirung der Straßen, auf das Anwachsen der Kunstschätze unserer Museen, die neuerdings durch grandiose Funde (die Schätze von Pergamon und Troja) den Reiz der ganzen Welt erregten, er weist endlich hin auf die wissenschaftliche Bedeutung Berlins, um darzutun, daß eine solche Stadt recht wohl Anziehungskraft für Fremde besitze und nicht Ursache habe, um zahlreichen Besuch besorgt zu sein. Er erkennt eine Weltausstellung in Berlin als eine nationale Ehrenpflicht, nachdem wir oft genug die Gastfreundschaft fremder Völker genossen hätten. Er betont, wie das Ausstellungsland den Vortheil habe, aber den Raum frei zu disponiren, während auf fremden Ausstellungen der Mangel an Raum oft eine genügende Entfaltung unserer Industrie verhindert habe.

Vor Allem falle aber die beherrschende Wirkung der Weltausstellung ins Gewicht, die nimmermehr durch Zeichnungen, Modelle ic. ersetzt werden könnte. Nur durch den Augenschein kann man sich überzeugen, wie eine Maschine arbeitet, elektrisches Licht brennt, oder eine Bronze ziselirt ist. Er weist hin, wie wir erst durch die Pariser Weltausstellung 1867 in Deutschland zu der Einsicht gelangten, wie schlimm es mit unserem Kunstgewerbe stand, und daß in Folge davon zur Hebung desselben aus privaten Mitteln das Gewerbemuseum gegründet wurde.

Redner erklärte ferner, daß auswärtige Weltausstellungen nur ungenügend geeignet seien, den Ruf, der

Gespräch unangenehm wurde, denn er kam dadurch zu keinem Ziele, „wir sind ganz von dem Punkte, über den ich eigentlich mit Ihnen sprechen wollte, abgekommen, ich meine den Kontrakt des Fräuleins. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich die Verbindung mit der jungen Dame wünsche, und daß es uns Beiden furchtbar sein würde, unsere Vereinigung noch auf Jahre hinausgeschoben zu sehen.“

Der Direktor suchte hoch hinaus mit den Achseln, und der Lorbeerkranz nahm sich dazu etwas sonderbar aus.

„Meine Frage,“ fuhr Dürbed bestimmt fort, „richtet sich deshalb auch nur direkt an Sie, verehrter Herr, ob Sie nicht doch vielleicht darauf eingehen würden, Fräulein Blendheim wenigstens im Laufe des nächsten Monats, wo doch die stille Zeit für das Theater beginnt, ihres Kontrakts und dessen Verpflichtungen zu entbinden.“

Direktor Suhmeyer streckte den Arm pathetisch vor „Raum für Alle hat die Erde, was verfolgst Du meine Herde?“ sagte er. „Wie komme ich dazu, aus reiner Gefälligkeit einer Dame den mit vollem Bewußtsein geschlossenen Kontrakt zu lösen, und noch dazu einen Kontrakt, bei dem ich einmal keinen Schaden habe? Sehen Sie, Herr Hauptmann,“ fuhr er lebhafter fort, „da ist der Kontrakt unseres zweiten Liebhabers oder der der Soubrette, die noch auf zwei Jahre laufen, wenn Sie die gelöst haben wollen und mir die Einwilligung der Betheiligung bringen, mit dem größten Vergnügen.“

„Dann entschuldigen Sie, daß wir Sie umsonst bemüht haben,“ sagte Dürbed, ungeduldig werdend, indem er Solberg's Arm nahm.

„Nicht zu hitzig, junger Mann,“ sagte der Direktor, indem er den Arm hob und die Augenbrauen wieder in die Höhe zog. „Sie wissen nicht und können nicht wissen, welche Leiden der Dirigent einer Bühne, eines Kunsttempels durchzumachen hat, wie schwer es ist, in jeglicher Zeit wirklich tüchtige und, was in der Neuzeit fast eben so viel sagen will, jugendliche Kräfte zu gewinnen und zu halten. Die Hoftheater schnappen uns mit ihren enormen Sagen außerdem alles wirklich Gut fort, was nicht niet- und

wagelst ist, und selbst Kontrakte schützen dagegen nicht immer, denn die Herrschaften brennen zuweilen selbst mit diesen durch.“

„Was wollen Sie also machen,“ sagte hier Hans, der sich über den exzentrischen Menschen zu ärgern anfang, „wenn Ihnen Fräulein Blendheim einfach durchgeht?“

„Dafür bürgt mir ihr Bräutigam,“ sagte der Direktor pathetisch.

„Oder heißer wird,“ fiel Solberg ein, ein ganzes Jahr lang als Krank auf dem Bettel steht, nur regelmäßig ihre Sage bezieht und keinen Ton dafür singt?“

Dem Direktor wurde das Gespräch, da es diese Wendung nahm, wie es schien, nicht angenehm. Er trat nicht weit von da, wo er stand, auf einen kleinen Knopf, den Hans, als er den Fuß wieder banon nahm, am Boden bemerkte, und es kam ihm fast vor, als ob er im untern Geschoß eine seine Glode hätte anschlagen hören, dann streckte er die Hand, in der er noch immer die Rolle hielt, pathetisch aus und sagte mit hohler, theatralischer Stimme in der Rolle des Tasso weiter:

„Hältst Du mich für so schwach, für so ein Kind, daß solch ein Fall mich gleich zerrütten könne?“

„Uebrigens“, setzte er dann mit seiner natürlichen Stimme und in seine gewöhnliche Weise fallend, d. h. grob werdend, hinzu, „haben wir hier im Ort auch noch Polizei und einen Theaterarzt und Strafen und Abzug, um Theaterdamen, die absolut hixaniren wollen, ihren Standpunkt klar zu machen. Ha,“ fuhr er dann, wieder in Pathos fallend, fort:

„Ich will den Schein, ich will nicht reden hören, Ich will den Schein, und darum sprich nicht mehr. Ich will kein sanfter Narr — kein Schwärmer sein, Der's Haupt verdreht und jammert, und sich doch Ergiebt den christlichen Vermittlern. Fort, sag' ich, Ich will kein Neben — meinen Schein will ich!“
Er hatte bei den letzten Worten eine wahrhaft imponirende Stellung angenommen; ehe ihm aber Einer der beiden jungen Leute auch nur ein Wort erwidern konnte,

Feuilleton.

Im Eckfenster.

Roman von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

„D, ich weiß schon!“ fuhr dieser mit erhöhtem Pathos und die Rolle hebend fort, „man hält eine der begabtesten Tüngerinnen Polyhymnia's nicht für würdig, in den Kreis einer hochabligen Familie zu treten und doch dabei noch dem Beruf zu folgen, zu dem sie eine Gottheit selbst begünstigte; man nennt das öffentlich auftreten, und einem solchen Vorurtheil verlangen Sie, daß ich meinen Kontrakt opfern soll?“

„Aber wenn es selbst Fräulein Blendheims innigster Wunsch wäre?“

„Es ist nicht denkbar,“ sagte der Direktor und die Augenbrauen kamen wieder herunter und zogen sich so fest zusammen, daß sie nur einen einzigen dunklen Strich über seiner Nase bildeten, „es wäre unnatürlich, und was gegen die Natur ist, läßt sich nicht denken.“

„Aber wenn Sie sie selber fragen wollten?“

„Und alle die Opfer, die ich gebracht habe,“ sagte der Direktor tragisch, „ja, die Verpflichtung, die ich selber gegen das Publikum eingegangen bin? Es wäre Selbstmord. Nein, wo ist Dein Bruder Abel? würde mich der Herr ragen, wenn ich ein solches Licht mit eigener Hand unter den Scheffel stelle; entschuldigen Sie den Vergleich, aber die heilige Schrift führt ihn selber an.“

„Und ließe sich da kein Ausweg treffen, kein Vergleich schließen?“ sagte Dürbed. „Sie zitiiren mir eben die Bibel, lieber Herr, aber einer echt christlichen Bestimmung wäre es doch angemessen, dem Glück eines jungen Mädchens nicht im Wege zu stehen.“

„Glück,“ sagte der Direktor achselzuckend, „was ist Glück? Glück ist eine solche Stimme, wie sie Fräulein Blendheim hat, denn in ihrer Kehle trägt sie ein Kapital, und wenn sie das in den Kasten legt und nicht mehr vermisst, so hat sie das Glück von sich gestohen.“

„Aber, verehrter Herr,“ sagte von Dürbed, dem das

seit 1876 an der deutschen Industrie hatte, auszulöschen. Das Wort „billig und schlecht“ habe zwar manchen Industriefabrikanten auf den rechten Weg gewiesen, aber durch Schädigung des guten Rufes im Auslande ungeheuren Schaden gebracht; noch heute benutzen ausländische Kaufleute jene Kritik zum Nachtheile unserer Exportindustrie und erklären tüchtige deutsche Leistungen auf ausländischen Ausstellungen für bloße Schau- und Lockstücke. Eine Berliner Weltausstellung würde den Fremden Gelegenheit geben, sich selbst zu überzeugen, daß die ausgestellten Gegenstände jederzeit in gleicher Qualität hier gefertigt werden. Redner sucht schließlich die Befürchtung zu entkräften, als würde sich Frankreich bei einer deutschen Weltausstellung nicht beteiligen, er weist auf den Bericht Leroy Beaulieu hin, der einen auffallenden Rückgang der französischen Kunstindustrie in Folge der Hebung der Kunstindustrie des Auslandes konstatiert und seine Landsleute dringend auffordert: kein Mittel zu scheuen, um die Konkurrenz des Auslandes zu besiegen. Redner erklärte ferner, daß internationale Fachausstellungen zwar nützlich seien, aber niemals den großen Fremdenzug herbeilocken könnten, wie eine Weltausstellung, und spricht sich gegen eine allgemeine deutsche Landesausstellung aus, insofern, als wir durch die zahlreichen deutschen Lokal- ausstellungen der letzten Jahre vollständig über das, was Deutschland leiste, orientiert seien. Schließlich bittet Redner um Annahme der folgenden, im Ausschusse beschlossenen Resolution:

„Der Verein erachtet Weltausstellungen in nicht zu rascher Aufeinanderfolge zur Förderung von Industrie und Handel für ersprießlich und wünscht, daß die nächste derselben nach der italienischen in Berlin stattfinden. Der Verein ersucht die Reichsregierung, hierzu auf diplomatischem Wege hinwirken zu wollen. Der Verein betont insbesondere ausdrücklich, daß er die Form und Ausföhrung der Ausstellung, wie sie allmählich sich herausgebildet haben, für durchaus verbesserungsbedürftig hält.“

So, der vorzügliche und überzeugende Bericht des Professor Vogel, dem wir uns in allen Theilen auch heute noch anschließen.

Seit jener Zeit hat man sich wenig in Deutschland um Ausstellungen gekümmert und gegenwärtig, wo Ausstellungsgeboten wieder auftauchen, kommt man lediglich auf eine nationale Ausstellung in Berlin, von der das Deutsche Reich und das deutsche Volk keinerlei Nutzen haben.

Wir wollen heute in der Sache selbst nichts sagen, da wir die Mittheilung obigen Berichtes vorläufig für genügend halten und da wir ferner auf den Weltausstellungsgeboten noch mehrfach zurückkommen werden.

Nur eins sei heute bemerkt, daß in einer Weltausstellung in Deutschland eine eminente Friedensversicherung liegt und daß ferner jede Weltausstellung, besonders aber eine im Herzen Europas, ein Schritt weiter auf der Bahn der allgemeinen Kultur, auf dem Wege des Weltfriedens und des Ausgleiches unter den Nationen sein wird.

Die afghanische Frage

spielt sich immer mehr zu, und es scheint in der That, die Dinge seien bereits so weit gegangen, daß eine friedliche Lösung, oder auch nur eine Verjagung des Konflikts kaum mehr zu erhoffen ist.

Zunächst wollen wir feststellen, daß der kritische Stand der Frage auf Handel und Gewerbe einen sehr nachtheiligen Einfluß ausübt, und daß namentlich auch die deutsche Industrie arg leidet.

Ferner müssen wir feststellen, daß Rußland ohne jeglichen Zweifel der angreifende Theil ist. England befindet sich bloß in der Defensive, und wenn die englische Regierung getreulich hat, so nur darin, daß sie nicht früher ein energisches Vorgehen geboten hat. Es ist um so nothwendiger, dies festzustellen, als die deutsche Presse, so weit sie von den Berliner Regierungskreisen aus beeinflusst wird, also die gesammte nicht oppositionelle Presse, den Sachverhalt verdreht und für Rußland Partei ergreift hat. Es hängt das mit der unglücklichen „Kolonialpolitik“ zusammen, welche den Fürsten Bismarck in ein gespanntes Verhältnis zu England brachte.

Werkwürdiger Weise fing die afghanische Frage auch gerade in dem Momente an auf zu werden, wo jene Spannung den höchsten Grad erreicht hatte. Ob, wie im Auslande vielfach

löste sich plötzlich der Boden in einem regelrechten Bieder um ihn her und sank ein.

Solberg erschrak im ersten Moment und wollte zu springen, aber mit großer Geschwindigkeit ging die ganze Gestalt in dem rothen Schlafrock in die Tiefe nieder, nur der Kopf mit den Papilloten und dem Lorbeerkranz war noch einen Moment sichtbar, dann verschwand auch er, und in demselben Moment auch schlug eine Klappe vor und bemaß den eben geöffneten Raum wieder vollständig aus.

„Bei Gott!“ rief Hans, „durch eine richtige Versenkung abgegangen. Hahahaha, Dürrebed, das ist zu göttlich! Der Kerl ist himmlisch!“

„Er ist verrückt,“ sagte der Hauptmann, in diesem Augenblick gar nicht in der Stimmung, das Komische der Situation zu fassen, „rein verrückt, und mit einem solchen Menschen ist natürlich nichts anzufangen. Was jetzt? Ich fürchte, Du hast ihn durch Deine Drohung nur noch mehr gereizt.“

„Der Kanfer hielt doch an dem Kontrakt,“ sagte Hans kopfschüttelnd, „den Burschen hat er ja gleich von Anfang an hinunter geschickt, um im entscheidenden Moment die Maschinen zu lassen. Aber die Idee ist wirklich praktisch, geht durch eine Versenkung ab, wie Hamlet's Geist.“

„Komm,“ sagte Dürrebed, „mit wird es unheimlich in diesen Räumen, das ist keine Kunst mehr, das ist Komediantenspiel, und je eher ich Constanze diesem Treiben entziehen kann, desto besser — komm!“ und des Freundes Arm ergreifend, verließ er mit ihm das Haus.

Constanze,

Am Brink, der Hofapotheke direkt gegenüber, wohnte in der zweiten Etage der Kalkulator Obrichter mit seiner Familie, der Frau Kalkulatorin und drei noch nicht erwachsenen Töchtern von sechs bis zwölf Jahren, wie einem jungen Kalkulator, dem aber noch hinten die Hörschen zugeknöpft wurden, da er erst der Jahre vier zählte.

Der Kalkulator besaß natürlich ein sehr kümmerliches Gehalt, hatte aber nichtsdestoweniger eine sehr hübsche und geräumige Etage gemiethet, um einen Theil derselben wie-

vermüthet wird, hier ein ursächlicher Zusammenhang vorliegt, das wollen wir nicht untersuchen. Wenn einstweilen ein solcher Zusammenhang an den Tag kommen und der Krieg zwischen Rußland und England wirklich ausbrechen sollte, dann wird Deutschland allerdings die Kolonialpolitik verwünscht theuer zu zahlen haben.

Indes, wie dem nun sei — die beiden antipodischen Weltmächte sind in Zentralasien aufeinandergepflogen, und sollte auch jetzt noch ein Krieg vermieden werden, so wäre das nur ein Aufschub der Katastrophe. Neben einander, oder einander gegenüber können beide nicht lange stehen — auf die eine oder andere Weise muß eine Entscheidung erfolgen, und sie kann nur erfolgen durch einen Weltkrieg.

Durch unsere reaktionäre Presse irreführt hat, ein großer Theil des deutschen Volkes sich daran gewöhnt, England als militärisch ganz leistungsunfähig zu betrachten, und speziell als ganz unfähig, sich mit Rußland zu messen. Dies ist nun ein gewaltiger Irrthum. Schon jetzt hat England in der Nähe des voraussetzlichen Kriegsschauplatzes in Zentralasien eine größere Truppenmacht als Rußland, und, Dank der indischen Operationsbasis, wird es auch stets im Stande sein, eine größere Truppenmacht dort konzentriert zu halten.

Rußland hat freilich mehr Soldaten in Rußland, aber es fehlen ihm die nöthigen Kommunikations- und Transportmittel, um eine ansehnliche Truppenzahl nach einem fernem Kriegsschauplatz zu befördern; während England bis in die indische Grenze Eisenbahnen hat. Was nützen den Russen im Krimkrieg ihre Million Soldaten auf dem Papier? Und der Truppentransport nach Zentralasien ist noch hundertmal schwieriger.

Aber die indische Operationsbasis soll nichts taugen, ein Aufstand in Indien wäre schrecklich sein.

Die Rechnung dürfte nicht stimmen. Seit dem großen Sipoy-Aufstand haben die Engländer ihre Befestigung in Indien nicht nur sehr vermehrt und ihre Stellung dort militärisch außerordentlich befestigt — sie haben auch durch mancherlei wichtige Reformen einige Quellen der Unzufriedenheit verstopft, so daß sich in dem letzten Vierteljahrhundert die Unzufriedenheit der Eingeborenen wesentlich gemindert hat.

Jedenfalls sind die Engländer im Stande, einen von Rußland etwa angeführten Aufstand in Indien niederzumerken und außerdem noch gleichzeitig in Zentralasien genügende Streitkräfte auf den Beinen zu halten.

Soll bei dem Kriege zwischen England und Rußland mit Aufständigen gerechnet werden, dann ist England den Russen doch weit „über“. Wir brauchen bloß das Wort Polen auszusprechen.

„Noch ist Polen nicht verloren!“ ist noch heute das Nationallied und der beste Gedanke von mindestens 20 Millionen Menschen, die, wenn England will, in Bewegung kommen, und bereit sein werden, all ihre Kraft gegen Rußland zu wenden.

„Wenn England will!“ — sagen wir. England hat es in seiner Macht; und kein kontinentaler Staatsmann kann England daran hindern.

Und England hat es ferner in seiner Macht, die Türkei zu einem „Revanchekrieg“ gegen Rußland zu bestimmen.

Erwägen wir endlich, daß England durch seine Flotte gegen jeden russischen Angriff geschützt ist, und daß, wenige Tage nach Erklärung des Krieges, alle russischen Häfen hermetisch verriegelt, der gesammte russische Handel vernichtet, die gesammte russische Küste den Angriffen der englischen Flotte preisgegeben ist — so müssen wir zu dem Schlusse gelangen, daß nicht England es ist, dessen Chancen die geringeren sind.

Politische Uebersicht.

Heute tritt der Reichstag wieder zusammen, um in dem dritten Abschnitt der diesjährigen Session sich hauptsächlich mit der Erledigung der Militarismenovelle zu beschäftigen. Die Erhöhung der Getreidesölle ist in zweiter Lesung bewilligt und durch das Sperrgesetz bereits in Kraft gesetzt worden. Trotzdem — so meint die „Hamb. Bürger Zeitung“ — ist es nicht ausgeschlossen, daß noch eine Aenderung der bisherigen Beschlüsse erfolgt, namentlich, daß in dritter Lesung eine Herabsetzung des Roggenzolles von 3 auf 2 Mark durchgesetzt werden kann, wenn die Wähler dem Reichstage keinen Zweifel darüber lassen, daß sie mit der Erhöhung der Kornölle nicht einverstanden sind. Das geeignetste Mittel dafür ist die Petition. Zwar sind schon sehr viele und sachlich vorzüglich begründete Petitionen gegen die Erhöhung eingelaufen und die Zahl der Unterschriften derselben übersteigt die der Freunde: erhöhter Kornölle erheblich, aber dennoch ist es sehr zu empfehlen, mit der Abendung von Petitionen nicht nachzulassen und namentlich auch in denjenigen Orten, in welchen bisher aus Gründen äußerlicher Natur Eingaben nicht zu Stande gekommen sind, solche zu veranlassen. Wer von der Schädlichkeit erhöhter Kornölle überzeugt ist, darf auch

der an Astiermüther abzugeben und daraus einen kleinen Nutzen zu ziehen. Er riskirte allerdings dabei, daß ihm diese einmal ausblieben; bis jetzt war es ihm aber immer noch geglückt, und in diesem Jahre sogar doppelt, da er die erste Sängerin am Stadttheater als Einzige bekam.

Die junge Dame stand allein in der Welt, und da sie in eine Familie einzuziehen wünschte, um dort auch zugleich ihre Mahlzeiten zu haben, und eine ganz anständige Pension dafür zahlte, eröffnete sich der Familie dadurch eine neue, bis jetzt noch nicht gekannte Erwerbsquelle. Aber beide Theile befanden sich darunter wohl, denn die Frau selber war wirklich das Muster einer Wirthin, bis auf's Beinlichste reinlich, sorgsam dabei und immer mit einer gutmüthigen Freundlichkeit, während Constanze Blendheim dagegen mit sehr bescheidenen Ansprüchen, jede kleine Aufmerksamkeit dankbar anerkannte und sich bald recht wohl in einem ihr doch sonst wohl fern liegenden Kreise fand.

Sie bewohnte zwei sehr hübsche Zimmer — das Schlafzimmer mit dem daranstoßenden Gemach, — und ihre Wirthin hatte sich dadurch allerdings sehr einschränken müssen, belam aber auch von ihr fast die ganze Miethe für die Etage gezahlt, Rosigeld inklusive, und ließ sich da gern eine Unbequemlichkeit gefallen — was der Kalkulator selber nicht gerade von sich sagen konnte.

Er war von Herzen eigentlich ein ganz guter Mensch; den ganzen Tag aber, ja das ganze Jahr draußen von seinen Vorgesetzten hin- und hergestoßen und über die Köpfe angesehen und trotzdem gezwungen, nur stumm auf das Devoteste mit ihnen zu verkehren, that er sich dafür in seinen eigenen vier Wänden eine Güte, schüttelte die devoten Bücklinge ab, hielt den Rücken steif und spielte den Hauptstrassen ein Miniatur-ewas, was wir im Leben leider nur zu häufig finden. Er zeigte das aber nicht etwa durch ein rauberes Betragen gegen seine Frau — das kleine, gemüthliche Weibchen würde ihm auch nie Gelegenheit dazu gegeben haben — nein, er betrachtete sich nur einfach als die gesetzgebende Gewalt im Hause, um die sich eben Alles drehen mußte, als den Ernährer der Familie, der die einzige Arbeit dafür that, wie er meinte. In der That ar-

mit seiner Ansicht nicht zurückhalten. — Das Petitioniren ist ja ganz gut und es würde sicherlich nichts schaden, wenn nach einer recht erheblichen Anzahl von Petitionen gegen die Vertheuerung des lieben Brodes dem Reichstage zugehen würden. Daß dadurch aber irgend eine Aenderung erzielt wird, glauben wir nicht. Die Majorität der Volksvertreter ist nun einmüthig für die Vollerhöhungen, angeblich, weil damit die Nothlage der Landwirtschaft beseligt und dem armen Manne geholfen wird. Es liegt uns nun zwar fern, behaupten zu wollen, daß ein großer Theil der Reichsboten ihr eigenes Interesse in den Vordergrund drängt, wenn es gilt, Befehle zu machen, aber thatsächlich gewinnt es den Anschein, als ob sich die selben, soweit sie direkt oder indirekt an der Landwirtschaft theilhaftig sind, selbst für den armen Mann halten, dem geholfen werden muß. Wenn das der Fall sein sollte, wäre jede Petition überflüssig, denn gegen das Interesse muß kein Disputiren.

Das Dampfersubventionsgesetz wurde in der letzten Nummer des Reichsanzeigers publiziert. Das Gesetz tritt am 25. d. M. in Kraft. Den Inhalt desselben haben wir bereits früher mitgetheilt.

Der am 20. v. Mts. zu Petersburg unterzeichnete Auslieferungsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Rußland ist dem Bundesrath zur Beschlußfassung vorgelegt worden. Derselbe hat folgenden Wortlaut: „Artikel 1. Die hohen vertragsschließenden Theile verpflichten sich, einander in dieserhalb gestellten Antrag diejenigen Angehörigen des ersuchenden Theiles auszuliefern, welche von den Gerichten des ersuchenden Landes wegen einer der nachstehend aufgeführten nach den Gesetzen dieses Landes strafbaren Handlungen verurtheilt sind oder verfolgt werden und sich der verdienten Strafe durch die Flucht entzogen haben: 1) wegen eines nachstehend bezeichneten Verbrechens und Vergehens oder wegen Vorbereitungen zu deren Ausführung, wenn diese Verbrechen und Vergehens von dem Deutchen, dessen Auslieferung beantragt wird, gegen Seine Majestät den deutschen Kaiser, Könige von Preußen, oder ein Mitglied seiner Familie oder gegen den Landesherren eines anderen zum Reich gehörigen Staates oder ein Mitglied der Familie dieses Landesherren, und von dem russischen Unterthan, dessen Auslieferung beantragt wird, gegen Seine Majestät den Kaiser aller Russen oder ein Mitglied seiner Familie begangen sind: a. Todtschlag, b. Thätliche c. Körperverletzung, d. vorsätzliche Verwundung der Freiheit, e. Beleidigung; 2) wegen Mordes oder Mordversuchs; 3) wegen rechtswidriger Herstellung oder rechtswidrigen Befreiens von Dignität oder anderen Sprengstoffen. Artikel 2. In allen anderen Fällen, in welchen die Auslieferung von einem der beiden vertragsschließenden Theile wegen eines Verbrechens oder Vergehens beantragt wird, welches nicht im Titel 1 erwähnt ist, wird dem Antrag von der Regierung, bei welcher er gestellt ist, mit Rücksicht auf die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern verbunden, Folge gegeben werden. Artikel 3. Der Umstand, daß ein Verbrechen oder Vergehen, wegen dessen die Auslieferung beantragt wird, in einer politischen Absicht begangen ist, soll keinem Falle als Grund dienen, um die Auslieferung abzulehnen. Artikel 4. Der gegenwärtige Vertrag wird ratifizirt und die Ratifikations-Urkunden werden sobald als möglich gewechselt werden. Derselbe wird zehn Tage nach der Wechsung der Ratifikations-Urkunden in Kraft treten und bleibt in Kraft bis nach Ablauf von sechs Monaten von dem Tage an gerechnet, an welchem der eine oder der andere der hohen vertragsschließenden Theile ihn gekündigt haben sollte. Zu Urkund dessen haben die beiderseitigen Bevollmächtigten den gegenwärtigen Vertrag unterzeichnet und ihre Siegel beigedrückt.“ Unterzeichnet ist der Vertrag: v. Schweinitz hier.“

Der Artikel 2 hebt den Artikel 1 eigentlich vollständig auf, er ist so gefaßt, daß bei jedem noch so geringen Verbrechen die Auslieferung erfolgen kann, und da das Vergehen nicht einmal erwiesen zu sein braucht, so kann auf Grund dieses Gesetzes jeder nur „Verdächtige“ ausgeliefert werden.

Zum Lehrer-Pensionsgesetz wird offiziell geschrieben: „Neben der Grundföhrlichen Stellungnahme zum gesetzgeberischen Vorgehen im Abgeordnetenhaus bezüglich der Lehrerpensionen wird das Staatsministerium sich vor dem Eintritt in die Spezialberatung des Kommissionsentwurfs über die Einzelheiten des letzteren schlüssig machen. Kommen dabei insbesondere die Frage, bis zu welchem Betrage der Staat die Pension übernehmen soll, sowie die schläge wegen ausnahmeweiser Behandlung der zur Zeit dem vormaligen Herzogthum Nassau, der Stadt Frankfurt a. M. und der Provinz Westfalen angehörigen Lehrer in Betracht. Der von der Kommission vorgeschlagene Höchstbetrag von 900 M. erregt Bedenken, weniger aus fiskalischen als aus pädagogischen, als weil es erwünscht ist, zur Vermeidung vieler Pensionirung, die Schulunterhaltungspllichten, auch in geringem Umfange, bei der Pensionslast zu betheiligen. Auf der andern Seite ist zu bedenken, daß es sich nicht

beitete seine Frau aber in einer Stunde mehr, als er ganzen Tag auf seinem Bureau, wo sich die verschiedenen Beamten oft selber im Wege saßen und mit Gähnen Schlaf der Geschäftsstunden abwarteten, der sie aus der „Marterlammer“, wie sie scherzhafter Weise das Bureau nannten, erlöste.

Mit der täglichen Kost war es bis dahin sehr leicht gegangen, denn seine paar hundert Thaler Gehalt wußte er Fleiß zum Beispiel kam früher nur Sonntags auf den Tisch. Jetzt dagegen hatte sich das geändert, denn die Abmüthlerin die auch reichlich dafür bezahlte, verlangte wenn auch einfache, doch nahrhafte Kost, besonders Abends wenn sie aus dem Theater kam, etwas Warmes in Fleischspeisen, und wenn das daneben zu Gute kam, war der Kalkulator. Er hatte seit dieser Zeit jeden Mittag ein Stück Fleisch, denn die junge Sängerin ahn entsehrlich müde und außerdem lachte er auch noch seiner Frau, auf Zufuß fußend, einen kleinen Theil des bis jetzt gesparten Wirthschaftsgeldes ab, was er, wie er sagte, nothwendig brauchte, um seinen durch die Bureauluft angegriffenen Körper mit einem Glase Lagerbier zu stärken.

Die kleine Frau ertrug das auch mit einem Geduld; sie hatte ihre Kinder, für die sie sorgte und die und was sie selber betraf, so war sie ja von Jugend an an Entbehrungen gewöhnt gewesen und verlangte für sich nicht mehr als das Allernothwendigste — und wie war das!

Auch in der sonst nicht zu engen Wohnung sah sie beschränkt. Der Gatte mußte ein Arbeitszimmer — in der nie etwas arbeitete, was er nicht an jedem andern hätte eben so gut verrichten können — und ein bescheidenes Schlafzimmer haben, während sich die Frau gezwungen mit ihren vier Kindern in einem andern Zimmer zu schlafen mußte. Wenn sie einmal Besuch bekam, was das Jahr kaum zweimal vorkam, war es doch nöthig, „anständigen“ Platz zu besitzen, in den man die Gäste führen konnte, und deshalb allein athmeten Mutter

pflicht, die kleinen Landgemeinden, in denen bisher die Pensionen von dem Amtsnachfolger getragen wurden, für denartige Zwecke neu zu belasten, und daß schon bei einer Herabsetzung des Maximums auf 800 Mk. eine solche Neubelastung in allen Fällen eintreten würde, in denen der Lehrer den Höchstbetrag der Pension erreicht. Jene Ausnahmerebestimmungen gaben trotz der ihnen zur Seite stehenden Billigkeitsmomente aus dem zu Erörterungen Anlaß, weil die Beamtenpensionsgesetze ähnliche Nebensatzbestimmungen nicht haben und weil eine, wenn auch nur vorübergehende Sonderstellung jener Landesstellen sich nicht empfiehlt. — Danach ist also noch keineswegs mit Sicherheit auf das Zustandekommen des Pensionsgesetzes zu rechnen.

Der wegen Landesverrats in Berlin verhaftete dänische Kapitän Sarauw ist nunmehr ebenfalls aus der Haft entlassen, jedoch mit seiner Frau ausgewiesen worden. Eine Hausdurchsuchung bei mehreren hiesigen Dänen war resultatlos.

Afrikanisches. In mehreren Blättern wird das ostafrikanische Gebiet, in welchem die Korvette „Geisenau“ neuerdings das deutsche Protektorat vertheidigt haben soll, als das der Somali bezeichnet. Die Somali leben nördlich derjenigen Küstenstriche, welche der Sultan von Sansibar in Anspruch nimmt, etwa 100 bis 150 Meilen nördlich von den Ansprüchen, in denen die Erwerbungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft liegen. Da zu diesen kein Küstenland gehört, so würde eine Besitzergreifung im Somali-Lande die erste deutsche am Meere auf der ostafrikanischen Seite bedeuten.

München. Die Entschädigung der Polizeidirektion, durch welche der Fachverein der Schneider aufgelöst wurde, ist mit folgender interessanter Ausführung begründet: „Der im August 1883 dahier gegründete Fachverein der Schneider Münchens, welcher nach den der Behörde vorgelegten Statuten lediglich bestimmt sein sollte, die geistigen und materiellen Interessen seiner Mitglieder zu fördern und zur Hebung des Gewerbes beizutragen, hat ausweilich der vorliegenden Versammlungsberichte schon seit längerer Zeit begonnen, auch politische Zwecke im Sinne des bayerischen Vereinsgesetzes vom 28. Februar 1850, wie die Einführung des gesetzlichen Normalarbeitstages (!) Befreiung der Gefängnisarbeit (!) und der Wanderlager (!) u. dgl. m. in den Bereich seiner Bestrebungen zu ziehen. In dem Bereich seiner Bestrebungen wurde im Vereine selbst eine förmliche, sehr lebhaft agitative Betätigung, die von politischen Parteiführern, welche als Nichtmitglieder und Nichtfachgenossen gleichwohl zu den Vereinsversammlungen Zutritt fanden — stets frisch angefaßt wurde und nicht selten in gefährliche und aufreizende Angriffe gegen bestehende Institutionen und Behörden ausartete (vergl. z. B. die Versammlung vom 18. Februar und 17. März 1884). Aber auch über den Kreis seiner Mitglieder hinaus trug der Verein seine Agitation für die erstrebten Ziele, indem er durch Verbreitung von Flugschriften und Veranlassung öffentlicher Versammlungen weitere Schichten der Arbeiterbevölkerung in die Bewegung hereinziehen suchte. — Es werden nun die verschiedenen Aufrufe an die Kollegen, die Versammlung vom 5. Mai 1884, wo zur Befreiung des gegenwärtigen Lohnsystems und der Kapitalisten (!) im heutigen Sinne aufgefordert wurde u., ausgeführt. Dies genügt, um festzustellen, daß der Fachverein thätig politische Zwecke verfolgte, was er noch weiter durch den Beitritt zum Zentralverband deutscher Schneider und verwandter Berufsgenossen bestätigt habe. Die Fachvereine haben das Verbandsstatut, nach welchem mehrere Vereine zu einem Ganzen gestaltet werden, als rechtsverbindlich zu erachten, wonach zweifellos ein Affiliationsverhältnis besteht, wie es politischen Vereinen nach Art 17 verboten ist. Die Polizeidirektion hat, ohne daß für sie eine Verbindlichkeit bestand hätte, nach dem Eintritt in den Zentralverband den Verein nicht aufgelöst, sondern im Wege mündlicher Verhandlungen auf die Ungeleglichkeit der Affiliation und deren Konsequenzen für den Verein amtlich aufmerksam gemacht und ihm so Gelegenheit und Möglichkeit gegeben, die Vereinsgebahrung mit den geltenden gesetzlichen Bestimmungen in Einklang zu bringen. Dem entgegen fand es der Verein jedoch nicht der Mühe werth, in der Generalversammlung vom 30. März laufenden Jahres die Frage auch nur zur Diskussion zu bringen. Da hiernach angenommen werden muß, daß der Fachverein in bewusster Rechtswidrigkeit den durch seinen Beitritt zum Zentralverband geschaffenen ungeleglichen Zustand aufrecht erhalten will, wird die Schließung des Vereines verfügt.“

Die Begründung ist nach mehr als einer Seite hin interessant. Wenn in den Fachvereinen nicht über die gesetzliche Regelung der Arbeitszeit, über Gefängnisarbeit, Wanderlager u. s. w. gesprochen werden soll, so sind die Vereinigungen gänzlich überflüssig, denn zum Vergnügen haben sich die Fachvereine doch nicht gebildet. Und wenn andererseits in der Begründung von Aufregungen gegen bestehende Institutionen und Behörden die Rede ist, so ist doch nicht anzunehmen, daß diese vom Fachverein ausgegangen sind. Wenn einzelne Per-

sonen wirklich einen aufreizenden Ausdruck gebraucht haben, so sind doch nur diese dafür verantwortlich zu machen und nicht der Verein. Daß Flugschriften verbreitet und öffentliche Versammlungen abgehalten wurden, kann doch ebenfalls dem Verein nicht zum Vorwurf gemacht werden, und ebensowenig die unfruchtliche Aufforderung eines einzelnen sich unfruchtlichen Menschen, die Kapitalisten zu befeigen. — Wir haben ja nicht das Recht, der Behörde einen Vorwurf zu machen, sie wird ja jedenfalls ihre Befugnisse nicht überschritten haben, aber wiederholen müssen wir bei dieser Gelegenheit, was wir schon öfters gesagt haben, daß nämlich die Koalitionsfreiheit, die Freiheit sich gegen etwaige Bedrückungen des Kapitals zu schützen, für die Arbeiter vollständig illusorisch gemacht wird, wenn die Behörden die interessantesten Angelegenheiten der Arbeiter als politische betrachten.

Der Verein der deutschen Fortschrittspartei in Eberfeld hat sich der „demokratischen Partei“ angeschlossen. Nachdem in der verfloffenen Woche die provisorische Konstituierung eines „demokratischen Vereines“ stattgefunden hatte, war auf den 9. d. M. eine Generalversammlung des „Vereins der deutschen Fortschrittspartei“ beabsichtigt worden. Der Fusionsgegenstand hat dieser Verein sich bereits am 24. März 1884 durch eine Generalversammlung beschluß abnehmend erhalten. Getreu diesem Vorbeschlusse beschloß die Generalversammlung, daß der „Verein der deutschen Fortschrittspartei“ sich der Organisation der demokratischen Partei anschließen und als sein Programm den Berliner Aufruf vom 7. Dezember v. J. akzeptiere.

Schweiz.

Der Schweizer „Landbote“ berichtet: „Der eidgenössische Untersuchungsrichter Dedual hat in angelegter Thätigkeit in Verbindung mit der Polizei, in Winterthur und Zürich der Untersuchung obzulegen, über die Strafbarkeit von sieben aus beiden Städten inhaftierten Anarchisten. Dieselben scheinen zu den gefährlichsten Elementen zu gehören und werden wahrscheinlich ausgewiesen, womit sodann der Schluß der Untersuchung erreicht sein dürfte.“ — Die „Zürcher Post“ sagt dazu: „Dazu erlauben wir uns zu bemerken, daß es gewiß nichts Verlehetes gäbe, wenn sie „gefährliche Elemente“ sind, vor Gericht und schaffe man uns über das Komplott gegen das Bundespalast nicht noch größeres Dunkel statt der gewünschten Klarheit!“

Frankreich.

Die verschiedenen republikanischen Parteien liegen sich gehörig in den Haaren. Aus Anlaß der Wahl Floquet's zum Präsidenten der Deputiertenkammer betont das leitende opportunistische Organ, die „Republique Française“ bereits gegenüber dem von Clemenceau inspirierten „Journal „La Justice“, daß die Niederlage Fallières' bei der Präsidentenwahl keineswegs so aufgeföhrt werden dürfe, als ob ein gegen das neue Kabinett gerichteter Ansturm zurückgeschlagen worden wäre. Im Hinblick darauf, daß Floquet nur mit der Unterstützung der Rechten und überdies mit einer geringen Mehrheit gewählt worden ist, sieht das Organ des bisherigen Kabinetts aus, daß ein Ministerium, welches derartige „Triumphe davontrüge“, nicht 24 Stunden existiren würde. Man kann jetzt bereits vorhersehen, daß noch vor den Wahlen die republikanischen Parteigruppen einander bestiger beschden werden, als die Republikaner und Monarchisten es wechselseitig zu thun pflegen. — Wir wollen hoffen, daß die französischen Arbeiter bei den bevorstehenden Wahlen in Frankreich selbstständig vorgehen und sich weder der einen noch der anderen sog. republikanischen Partei anschließen. Das Ministerium Brisson wird so wenig auf soziale Reformen Bedacht nehmen, wie das Ministerium Ferry es gethan hat. Nur wenn es den französischen Arbeitern gelingt, ihre Kandidaten in das Parlament zu bringen, wird es ihnen möglich sein, von gesetzgebender Stelle aus die Verbesserung ihrer Lage anzubahnen.

Großbritannien.

Ueber die augenblickliche Lage im Vereinigten Königreiche macht ein Londoner Berichterstatter der „Allg. Zig.“ folgende zutreffende Bemerkung: „Krieg im Sudan; Empörung in Kanada; gefährliche Verwicklung mit Rußland an den Thoren Indiens; dabei die Königin in Südafrika; der Prinz von Wales in Irland, inmitten einer von Reichthümern durchwühlten Bevölkerung; die Minister am Vorabend der Wiedereröffnung des Parlamentes nach allen Richtungen der Windrose zerstreut. Und doch empfindet man keine Beunruhigung, wie sie bei solchen Verhältnissen anderwärts nur zu erklärlich wäre. Wie viele Länder giebt es, die es England darin nachmachen können? Wir wollen es nicht gerade loben, daß man die Sachen so leicht nimmt; aber bezeichnend für die innere Stärke des Landes bleibt das immerhin.“

Die russische Regierung hat in ihrer Antwort auf die englischen Vorstellungen in Betreff des Vorgehens des General Komarow das Versprechen abgegeben, den General aufzufordern, die Gründe, welche ihn zum Angriff veranlaßten, an-

zugeben. Ob die Aufforderung wirklich erfolgt ist, daß ist immer noch nicht festgestellt, selbst wenn sie erfolgt ist, so ist vor ungefähr zwölf Tagen doch keine Antwort zu erwarten. Der englische „Globe“ meint, die bis zum Einlangen von General Komarow's Antwort verlaufene Zeit sei für Rußland eine weitere Frist, die Vorbereitungen zu einer Invasion in Afghanistan zur Reife zu bringen und empfiehlt, den Vikar Lord Dufferin anzuschreiben, daß er ein Armeekorps nach Quetta sende, da die Zeit für diese Rüstungen vorüber sei. Die Antwort General Komarow's werde vermuthlich eine nicht befriedigende sein, die Regierung müsse deshalb die Zwischenzeit zur schnellen Konzentration einer großen Armee in Beludschistan benutzen. — Die „Ballmal Gazette“ hält die Aussichten für nicht so trübe, wie es scheint, hofft die Erhaltung des Friedens und bezeichnet u. A. als eine Sicherheit dafür den starken Druck, den die vereinigten finanziellen Interessen Europas zu Gunsten des Friedens ausüben würden.

Lokales.

Es sind jetzt gerade 130 Jahre verfloffen, daß in der damals sehr wüsten Rosenthaler Vorstadt eine Kolonie fertig gestellt wurde, deren Name „Voigtland“ sich noch bis heute im Volksmunde als Bezeichnung des Stadtbezirks zwischen dem südlichen Theil der Brunnen- und dem der Bergstraße erhalten hat. Die Kolonie zählte nach ihrer bis Anfang des Jahres 1755 erfolgten Vollendung 60 für je zwei Familien bestimmte einstöckige Wohnhäuser, von denen aber keines mehr vorhanden ist. Zum Bau eines Hauses waren je 2 Kolonisten, vorwiegend Maurer und Zimmerleute aus dem sächsischen Voigtlande, ein Grundstück von ca. 5 Ruthen 8 Fuß Breite und 384 Fuß Tiefe erbe- und eigenthümlich geschenkt worden. Außerdem bekamen sie unentgeltlich die zum Häuserbau erforderlichen Kalksteine aus Rüdersdorf und das nöthige Holz, ferner 300 Thaler an Baugeldern und vollkommene Arbeitsfreiheit. Im Jahre 1794 gestattete die kurmärkische Kammer den Verkauf der Grundstücke auch an Irländer, und zu Anfang des Jahres 1801, daß auch ohne besonderen Konfens Hypotheken aufgenommen werden könnten. Ultimo des Jahres 1809 erfolgte die Aufhebung aller bisherigen Beschränkungen der Kolonisten und die Streckung der 200 Thaler, die als eiserne Kapital auf jedem Grundstück haften. Heute erheben sich an den Stellen, wo ehemals die Kolonistenhäuser standen, meist drei- und vierstöckige Mietshäuser, und nach den früheren großen Gärten sucht man vergeblich.

Mehr als vierhundert alte Häuser, so ist gemeldet worden, werden im Laufe dieses Frühjahrs in Berlin abgerissen werden. Ob es wahr ist, das ist aber eine ganz andere Frage. Mit ihnen fallen die letzten Schlußwinkel, welche im Herzen der Stadt dem Gefühle als Zuflucht dienten. Was die strengsten Polizeimassregeln kaum fertig brachten, daß erzwungen sich das städtische Verhältniß Berlin auf ganz natürlichem Wege. In dem verfallenden Hause, in das eine ansässige Familie sich nicht mehr wagte, in welchem die Wohnungen zuletzt nur noch auf monatliche Kündigung vermietet wurden, konnte das lichtscheue Volk sich einnisten. In dem stolzen Neubau mit den herrschaftlichen Wohnungen, der sich an seiner Stelle erhebt, hat es keinen Platz. Oft und lange wehren sich die alten Baracken gegen das ihnen bevorstehende Ende. Aber wenn sie ringsumher die neuen Paläste erblicken, dann machen sie sich schließlich, wie die „Nat.-Zig.“ schreibt, aus dem Staube, denn reine Luft können sie nicht vertragen. In der Friedrichstraße wird in dieser Beziehung gewaltige Säuberung gehalten. Mehr als ein Duzend Häuser, welche die unausgesetzte Obstruktion der Polizei erforderten, verschwinden eben vollständig, darunter auch Kneipen niederen Ranges bis zu den „echten Bier- und Weinstuben“, in denen der „gentleman thief“ seinen Raub zu vergebend pflegte. Einer der interessantesten dunklen Punkte Berlins bestand sich bisher in einem Schauffe des Hackens Marktes und der Spandauer Brücke, das ebenfalls eben abgetragen wird. Der tiefgelegene äußerlich unscheinbare Keller trug auf seinem Schilde die allein wahren Hubler-Insignien die weiße Krone, der „lichten Blondnen“, das schlanke Glas der „Strippe“, einen jähherroth angeflämten Schinken und im Kranze darum Eier und Würste. Am Abend leuchtete aber aus einer Illumination thraniger Dellampen das Wort „Kunstgenöthe“. Von unten herauf klingen dann — nicht immer harmonisch, aber stets kräftig — dem Klavier von vier bis fünfen entodile Bölgemelodien, darunter das heitere Lied eines kräftigen Bänkelsängers. Der Volksmund hatte diesem Keller — vermuthlich gar Beden- und Paulebegleitung zum Klavier wegen — den Namen „Der Türken- und Junkscharenkeller“ beigelegt. Dichter Qualm erfüllt die sich weit unter der Erde erstreckenden Räume. Erst nach und nach findet das Auge sich zurecht und unterscheidet die einzelnen Figuren. Der Lärm ist betäubend. Die Unterhaltung wird fast ausschließlich fortissimo geführt, es sei denn, daß wie sich herausstellen wird, besondere Veranlassung vorliegt, nur flüsternd zu sprechen. Man sollte auch nicht glauben, welche „Kunstgenöthe“ diese Unterwelt birgt: Komoramen, Dioromen, Figurentheater, Laterna magica, Bänkelsänger

Rinder das ganze Jahr lang die ungesunde Stidluft des engen Raumes ein, in dem ihre sämtlichen Vettanden lebten.

Die gute Stube hatte nun jetzt für Constanze Blendheim den Vortheil (da sie neben ihrer Stube lag und mit dieser die ganze Front des Hauses nach dem Brink zu bildete), daß sie dort hinein Herrenbesuch führen konnte, wenn sie Jemand aufsuchte, und die Frau Obrichter freute sich dann jedesmal, daß wieder einmal Jemand ihre „guten“ Möbel zu sehen bekam. Sie hatte die kleine Schwäche allerdings, stolz darauf zu sein, denn durch sie waren sie ja, als Theil ihrer Ausstattung, mit in die Wirklichkeit gekommen und bis dahin immer mit der größten Achtung behandelt worden.

In dieser „guten Stube“ der Familie empfing auch Constanze Blendheim die Besuche ihres Bräutigams, und die Frau Kalkulator ging dann ab und zu und wirtschaftete auf eine so liebenswürdige und sorgliche Weise im Hause herum und sah dabei in ihrem einfachen Rattunrdöcken immer so sauber aus, daß es eine ordentliche Freude war, ihr nur zuzusehen. Wie manche lange Nacht sie freilich allein am Waschtrog stand, um sich und ihre Kinder alle so reinlich zu halten, wußte Niemand, denn sie sprach nie ein Wort darüber, und selbst ihr Gatte wunderte sich manchmal über die stets reine Wäsche. Da er jedoch kein Geld dazu herzugeben brauchte und auch nicht dadurch belästigt wurde, interessirte es ihn zu wenig, um viel darüber nachzudenken oder gar die Ursache zu erfragen; aber er besand sich natürlich wohl dabei.

Constanze hatte den ganzen Nachmittag subirt; sie war heut Abend nicht beschäftigt und bereitete sich auf eine größere Rolle vor, aber sie horchte doch immer dazwischen nach der Thür, denn Bernhard hatte ihr versprochen, jedenfalls heut gegen Abend noch einmal vorzukommen und ihr Antwort zu sagen, welches Resultat seine mit dem Direktor gepflogene Unterhaltung gehabt. Es war ein böses Zeichen, daß er schon so lange auf sich warten ließ; denn wäre die Antwort zustimmend ausgefallen, so würde er sicherlich keinen Moment versäumt haben, es ihr mitzuthellen — und er kam nicht.

Kalkulator Obrichter war aus seinem Bureau schon

seit fünf Minuten nach Fünf zurück, und das Regierungsgebäude — in dem er dem Namen nach arbeitete, in Wirklichkeit aber seine Stunden nur abfaß — lag wenigstens zehn Minuten Weges von seiner Wohnung entfernt — aber lieber Gott, die Uhren gingen so ungleich in der Stadt, und Niemand konnte verlangen, daß ein Beamter je den Glodenschlag im Bureau selber abgewartet hätte!

Er trank eben seinen Kaffee und hatte seine Privatjudehose neben sich stehen, denn die übrige Familie gab sich keinem solchen Luxus hin, weil der Kalkulator behauptete, er zahle dem Staate schon genug direkte Steuern (und darin hatte er recht), als daß er sich auch noch zur Extrazugang auf die indirekten werfen sollte. Da klopfte Jemand an. „Herrein!“ sagte Herr Obrichter, und Hauptmann von Dürbeck stand in der Thür.

„Ja, Sie doch nicht?“
„Bitte, Herr Hauptmann,“ sagte der Kalkulator, sich mit einem blaubaumwollenen Taschentuch den Mund wischend, indem er von seinem Stuhl emporfuhr, denn er achtete das Offizierkorps hoch — „bitte, belieben Sie näher zu treten.“

„Fräulein Blendheim ist zu Hause, wie ich höre?“
„Sie singt wie eine Nachtigall,“ sagte der Kalkulator — „vielleicht eine Tasse Kaffee gefällig?“
„Danke aufrichtig,“ sagte der Hauptmann abwehrend — er war einer solchen Einladung einmal gefolgt und ging, als kein besonderer Freund von Cichorien, nicht wieder in die Halle — „ich möchte das Fräulein nur einen Augenblick sprechen.“

Der Kalkulator lächelte, denn er wußte, was sich ein Augenblick bedeutete. „Wollen Sie gefälligst sich dort hinüber bemühen — Sie kennen ja schon den Weg.“
„Wollen wir nicht noch einen Augenblick warten, bis Fräulein Blendheim geendet hat? Sie singt gar so lieb, und ich möchte sie nicht gern stören.“

Der Beamte schob ihm sehr artig einen Stuhl hin, den Dürbeck dankend nahm, und jener, in dem Bewußtsein, daß er selber eine sehr angenehme Rente verlieren

würde, wenn die junge Dame zum Altar trat, sagte, nach der Richtung deutend, aus welcher die Töne drangen: „Es würde in der That ein schwerer Verlust für das hiesige Theater sein, wenn die junge Dame es quittirte. Hoffentlich steht der Zeitpunkt doch nicht so nahe bevor.“
„Es ist noch unbestimmt, lieber Herr, erwiderte Dürbeck ausweichend, denn er wollte dem Gefange der Geliebten lauschen und dachte auch nicht daran, Constanzens Hauswirth zum Vertrauen zu machen.“

Der Kalkulator kam noch einmal auf den Kaffee zurück. „Wäre Ihnen denn nicht wenigstens ein halbes Täßchen gefällig? Es ist genug da,“ setzte er hinzu, den Deckel der Kanne löstend — „meine Frau macht immer reichlich.“
„Ich bin Ihnen wirklich sehr verbunden, verehrter Herr,“ mehrte der Hauptmann noch einmal ab; „ich habe schon lange Kaffee getrunken — Sie nehmen ihn, wie es scheint, sehr spät.“

„Ja, sehen Sie,“ erwiderte der Beamte, der plötzlich auf seinem Stedenpferd fest im Sattel saß, denn es handelte sich dabei um seine eigene Person, „ich thue Alles regelmäßig, und ich möchte sagen: nach dem Glodenschlage. Im Sommer Morgens um sechs, im Winter um sieben Uhr stehe ich auf, und dann muß die Stube schon ein Bißchen warm sein; nachher trinke ich Kaffee und rauche meine Pfeife dazu, die mir das Linchen, meine Älteste Tochter, schon gestopft hat; dann kommt das Tagesblatt, das lese ich, dann trinke ich ein Glas Wasser — ich habe das, besonders in der letzten Zeit, als sehr zuträglich gefunden —, nachher rasire ich mich und ziehe mich langsam an und gebe dann Punkt neun Uhr in mein Bureau. Wir sollen eigentlich Punkt um neun Uhr dort sein, aber so früh kommt doch Niemand. Um zwölf Uhr wird geschlossen, auch mit dem Glodenschlage. Dann mache ich einen kleinen Spaziergang, immer den nämlichen Weg aber die Promenade und gerade zweitausend sechshundert Schritt — ich habe es schon mehrere Male abgezählt —, wonach ich dann Punkt halb ein Uhr, wo wir essen, hier in meiner Wohnung am Tische sitze. Um ein Uhr sind wir fertig; noch Tisch muß ich jedesmal ein Glas Wasser trinken, denn ich habe gefunden, daß mir das außerordentlich.“ (Fortf. folgt.)

und andere, Virtuosen". Wobin das Auge blüht, wohnt das Ohr sich wendet, immer sieht und hört er etwas anderes. Sehen wir uns die Gäste ein wenig näher an. Es bedarf keines Kennenbegriffs, um sie zu platzieren. Die düstige Kleidung, die Unsauberkeit, das rote Wesen der Männer, die widerliche Zubrinlichkeit der Frauenpersonen sprechen deutlich genug. Der „Türkenkeller“ hat sich oft als mächtiger Anziehungspunkt für die Berliner Gauner erwiesen. Gleich am ersten Tisch sitzen ein Mann und eine Frau; sie schmausen und zechen mit der größten Wohlthätigkeit. Die Bettelpennige ihrer auf die Straße gefandten Kinder werden hier verpflegt. Ihnen zunächst sitzt ein bekannter Schlafstellendieb. Da der robuste Mann, in der Kleidung eines soliden Arbeiters, hat keinen Baunter. Er „baldowiert“ die Geschäfte allein aus und braucht Niemanden zum „Schmiere stehen“. Er hat in der Verbrecherwelt den Namen „die Schmalbocke“ und verblühte bereits ein Vierteljahrhundert an Freiheitsstrafen. — Da ist auch die „Spitzgans“, ein Dieb, der meistens nur Schwarzen stiehlt. Er unterhält sich soeben mit der „Kunststreiter-Ida“. Diese ist eine renommierte „Tosfordröckerin“ (Zascherndiebin). Ihr Vater, ein alter Buchhändler, wurde später Polizeikommissar, bei welcher Gelegenheit er sein Leben einbüßte. Sie verläßt die „Spitzgans“ und sucht sich einen Platz neben einem soeben eingetretenen Kollutscher. Mit großer Geschicklichkeit zieht sie diesem einen mit Geld gefülltenbeutel aus der Tasche, während sie mit ihm ländelt. Der Kollutscher aber merkt dies und stellt seine Nachbarin zur Rede. Sie ist empört über die Beschuldigung und schlägt mit geballter Faust auf den Tisch und dann auf den „Verläumber“. Es entspinnt sich ein Kampf, der mit einer allgemeinen Schlägerei der Anwesenden endet, da man für und gegen die „Kunststreiter-Ida“ Partei ergriffen. Die blutige Szene wird von Musik begleitet. Ein Guitarrspieler, in der Gaunerkunst als der „schöne Robert“ allgemein bekannt, klopft auf seinem schlechten Instrument und singt dazu eine Arie. Nachdem die Sängenden den Kampfplatz behauptet, erscheint die Polizei, die der bestohlene Kollutscher herbeigeholt, und verhaftet die von den Mißhandlungen im Gesicht braun und blau geschlagene „Kunststreiter-Ida“, während der Bänkelsänger ihr, als sie von der Treppe noch einen schneidenden Blick hinabwirft, zusingt: „Und da wollt sie wieder runter und da konnt' sie nicht“... Die Lokale dieser Art werden jetzt mehr an die Verberberie Berlins gedrängt. Mit dem „Janitscharenkeller“ geht, zur Freude der Nachbarschaft, wieder eins dahin. Die Leute an der „Verberberie“, d. h. die Arbeiter, werden sich aber wahrscheinlich über die neue Nachbarschaft auch nicht besonders freuen.

Ein moderner Faust. Bekanntlich hat Professor Dubois-Reymond gelegentlich auseinandergesetzt, daß Faust sehr viel weiser gewesen wäre, wenn er Gretchen geheiratet und ein solches Gewerbe betrieben hätte. Rechnlich wird der gelehrte Physiologe dachte der Held unserer Geschichte. Derselbe beifügt zwar weder Faust noch ist er Magister oder Doktor gar, aber wie Faust ist er ein Mann von genialem Denkvermögen, tiefer Gelehrsamkeit und feuriger Begeisterung, so daß sich ein Teil seiner Mitbürger entschloß, ihm auf Grund dieser und anderer ausgezeichneten Eigenschaften einen Platz in der städtischen Verwaltung anzuvertrauen. Ging der Faust von damals in alle Krankenhäuser, um das Ende der schrecklichen Pest zu erzwingen, so ging der moderne Faust den Krebsgeschäden unseres öffentlichen Lebens mit Feuer, Bech und Schwefel zu Leibe, gründete Reformvereine, eröffnete einen Feldzug gegen die Parasiten, welche das Volk unseres Volkes ausaugen, kurzum war Tag und Nacht im Dienste des allgemeinen Wohles thätig. Im Punkte des soliden Gewerbes hielt er es nicht gerade mit Dubois; zwar betrieb er eine Zeit lang einen schwinghaften Handel, aber er stellte denselben ein, wie die einen sagen, weil er Pleite machte; wie die Andern, und unter ihnen natürlich auch wir, glauben, weil ihm sein demokratischer Gerechtigkeits Sinn, der auf allen Seiten die Noth und das Elend zum Himmel schreien hörte, verbot, seinerseits mehr Geld zu verdienen, als seine schlechter stürzten Mitbürger. Dagegen dachte er ganz wie jener gelehrte Professor, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein leide, und die Wahl seines Gretchens war bald getroffen. Jemandwo im Lande, Jauche oder Bessig wohnte die Holbe, und als Faust vor sie trat, ausgerüstet mit dem ganzen Reize seiner bürgerlichen Ehrenstellung und seiner schon erwähnten ausgezeichneten Geistesgaben, schmolz ihr Herzchen wie Wachs unter dem Feuer seiner Blicke. Leider aber besah sie — und in diesem Punkte war der moderne Faust unglücklicher, als sein Vorgänger, der es nur mit einer schwachen Mutter und einem etwas bornirten Bruder zu thun hatte — einen Vater. Dieser Vater war nebenbei ein reicher Mann, — und unser Faust war objektiv genug gewesen, daß ihm die Schätze des alten nicht gegen die sonstigen Vorzüge der Tochter blind gemacht hatten. Aber er war auch ein praktischer Mann, und deshalb fuhr er nach Faust's Vaterstadt, um sich die Sache bei Väter zu besehen. Das Unglück wollte, daß er dessen Geschäft gerade zu derselben Stunde betrat, als der Gerichtsvollzieher das Siegel an die sämmtlichen Waarenvorräthe gelegt hatte. Die traurige Folge dieser unliebsamen Entdeckung war, wie so oft in diesem brutalen Leben, die Trennung zweier liebenden Herzen. Faust riß sich los und begrub seine Hoffnung auf Hand und Mühe Gretchen's im tief verwundeten Busen. Doch eine elastische Natur wie die seine beugte sich nicht lange unter den Schlägen des Geschicks. Faust raffte sich auf, kragte an Geldern zusammen, was möglich war, und begab sich nach dem schönen Elbflor, um dort theils in der neuen Umgebung seinen Schmerz zu vergessen, theils mit Gleichgesinnten über die „Ausrottung von Schwärzergewächsen“ zu sinnieren. Aber wäre zu letzterem mehr berufen gewesen, als er, dessen ganzes Leben aus Mühe und Arbeit bestand? Auch in Dresden fiel ihm jenes biblische Wort von der Unangemessenheit des Alleinseins wieder ein, und so setzte er eine Annonce in's Blatt, wonach er eine Repräsentantin für Geschäft und Haus suche. An Bedingungen setzte er nicht, und wieder war es eine Margarethe, ein Gretchen, ein junges, hübsches, frisches Mädchen, aus welcher die Wahl des tüchtigen Mannes für den gedachten Posten fiel. Sie lernten sich kennen und — wie das so zu gehen pflegt — lieben. Faust erzählte seinem Gretchen von seiner angesehenen Stellung in der Heimath, von seinem blühenden Geschäft, seinen glänzenden Verhältnissen, und wenn das Mädchen ein Engel vom Himmel und nicht eine Tochter Coas' gewesen wäre, so hätte sie dem Fiehn seines berechneten Mundes, der ja schon große Volkerverwunderungen zu stürmischer Begeisterung hingerissen, nicht widerstehen können. Als ihr Faust nun gar noch die Ehe versprochen (das kommt bei Goethe ootabene auch nicht vor), da war es um sie geschehen und ihr widerfuhr, was schon tausend Gretchen vor ihr widerfahren ist und tausendenden nach ihr widerfahren wird. Selbstverständlich verduffelte Faust bald darauf spurlos, wie alle Käufle. Gretchen trug ihr Schicksal eine Zeitlang schweigend; doch nach einigen Monden frist fühlte sie das dringende Bedürfnis, den Schlüssel an seine Pflichten zu erinnern. Sie begab sich nach seiner Heimathstadt und erklomm ächzend die Treppe zu seiner Wohnung. Da sie ihm nicht antraf, ließ sie ihre Visitenkarte zurück und kündigte ihr späteres Wiedererscheinen an. Als Faust nach Hause kam und die Karte mit „Margarethe“ fand, erschall er bestig. Alle Sünden fielen ihm bei und schleunigst zitierte er seine Freunde Mephisto und Wagner. Das edle Trio folium hielt Ariebrath und die Rollen wurden vertheilt. Dann gingen Faust und Wagner zu Biere und Mephisto blieb in der Wohnung. Zur schneigsten Stunde kam Gretchen wieder. Als sie Mephisto sah, sagte sie etwas, sagte sich aber und sagte: „Ich wünsche Herrn Faust zu sprechen.“ „Bitte, womit kann ich dienen?“ erwiderte Mephisto höflich. „Aber Sie sind doch nicht Herr Faust?“ rief Gretchen zögernd ein. „Gewiß, wer sonst? Bitte sprechen Sie!“ Gretchen wurde abwechselnd roth und blaß, die Abnung

einer gegen sie begangenen Niedertüchtigkeit stieg beklemmend in ihr auf, — da klopfte es an der Thür. „Herein!“ rief Mephisto. Klott und lorbial trat Wagner ein. „Ab, guten Tag, lieber Faust! doch Sie sind beschäftigt.“ „Bitte, bitte, nur einen Augenblick. Diese Dame scheint sich zu irren.“ In Gretchen's harmlosem Gemüth war kein Zweifel mehr — sie war betrogen, schändlich betrogen von einem Schwindler. Ein Schluchzen entrang sich ihren Lippen, Thränen quollen aus ihren Augen, sie sank halbtot auf einen Stuhl. Mit heuchlerischer Theilnahme waren Mephisto und Wagner um sie beschäftigt, und als sie wieder zu sich kam, machte sie ihrem gepregten Herzen Luft und erzählte ihr Mißgeschick. Mephisto spielte den Entrüsteten, sprach ihr Trost ein, sagte ihr Hilfe und Schutz zu, und schließlich gelang es ihm, sie zu beruhigen. Da das arme Mädchen in der fremden Stadt allein stand, miethete er sie in einem Hotel Garni ein, und erkundigte sich täglich nach ihrem Befinden, während er angeblich die Recherchen nach dem Betrüger eifrig so-festete. Dann fuhr er auch gelegentlich mit ihr aus, führte sie ins Theater, gab ihr in „Stadt Aigen“ schwere Weine zu trinken, war liebenswürdig, war jählich, war stürmisch, und o Schwachheit der Weiber! es kam eine Stunde, wo Mephisto an demselben Punkte angekommen war, an welchem Faust ausgehört hatte. In der Juristensprache nennt man das *exoptio pluriam*; das edle Paar hatte das Spiel gewonnen, und Faust konnte wieder mit beruhigtem Herzen an die Arbeit für das allgemeine Wohl gehen. Hoffen wir, daß er noch lange zu Ruh und Frommen seiner dankbaren Vaterstadt thätig sei. Auf eine solche Lösung des Konfliktes ist aber Dubois-Reymond doch nicht gekommen! — Wir entnehmen diesen Artikel der „Volks Zig.“ Unsere Leser werden ertragen, um wen es sich handelt. Namentlich der letzte Spitzbubenstreich ist recht bezeichnend für die Anschauungen, die in gewissen Kreisen herrschen.

Ein herzerquickendes Anblick gewähren bereits die Zweige der Kastanienbäume im Kastanienwäldchen. Derselben beginnen zu knospen und nicht lange mehr wird es dauern, dann entwickeln sich die Blüten und Blätter. Im Thiergarten ist es ebenfalls schon recht grün; zarte grüne Blättchen schmücken die Sträucher und frisches Gras beginnt den Erdboden zu bedecken. Trotz alledem sah es vorgehört im Thiergarten und den bis nach Charlottenburg führenden Vergnügungslökalen recht öde aus. Der nasse Erdboden und die rauhe Witterung machten die Passage hier recht unangenehm und deshalb waren die Lokale in Berlin bereits vom späten Nachmittag an überfüllt. Die warmen Sonnenstrahlen, welche heute auf die Erde scheinen, beleben die Hoffnung auf ein andauerndes, wahres Frühlingswetter.

Im Hinblick auf die Vorgänge in Emerleben und die Bekanntmachung des hiesigen Polizeipräsidenten dürfte eine Jahresstatistik besonderer Interest haben, die gegenwärtig von Dr. Eulenburg in seiner Vierteljahrsschrift veröffentlicht wird. Darnach wurden im vorigen Jahre in 793 Gemeinden Preußens in Summa 4248 767 Schweine untersucht und 2193 trichinös gefunden. Mit Finnen behaftet wurden 12 074 Schweine gefunden. Trichinose bei Menschen ist in mehreren Regierungsbezirken aufgetreten. Im Kreise Thorn erkrankten 11 und in der Stadt Thorn 48 Personen, von welchen nur ein Fall tödtlich verlaufen ist. In Berlin starb ein Arbeiter an Trichinose, ein Sergeant und dessen Ehefrau erkrankten daran; die Bezugsquellen des von ihnen genossenen Fleisches liegen sich nicht ermitteln. Im Regierungsbezirk Merseburg erkrankten 40 Personen, in Malde bei Hettstädt allein 20, davon 2 Personen schwer. In der Hülbevöllerung von Köln kamen 35 leichte Erkrankungen an Trichinose vor.

Zu einem Glasermeister in der Kochstraße kam vor 14 Tagen ein junger Mann mit einem Briefchen der Frau eines mit dem Glasermeister befreundeten Porträtmalers. Der junge Mann gab an, Kellner im Café Bauer zu sein und von der im Café befindlichen Dame den Brief zur Bestellung erhalten zu haben. Die Schreiberin ersuchte in dem Briefe den Adressaten um sofortige Zusendung von 30 Mark, welche sie nöthig brauchte; sie hätte ihr Portemonnaie in ihrer ziemlich fern gelegenen Wohnung zurückgelassen, und sie wollte nach ihrer Rückkehr sofort die 30 Mark zurückerstatten. Da der Brief ersichtlich von einer Dame sehr eilig geschrieben war, so schenkte der Glasermeister dem Boten Glauben und gab diesem, welcher sich Max Bauermann nannte und seine Visitenkarte überreichte, die 30 Mark. Vor einigen Tagen stellte sich heraus, daß der Bote den Namen der Frau des Porträtmalers gemißbraucht hatte behufs Verübung eines Betruges. Der Betrüger ist von der Kriminalpolizei in der Person des Kommissar ermittelt worden, welchem die Beziehungen des Glasermeisters zu der Familie des Porträtmalers bekannt waren, und der darauf seinen Schwindel gründete. Die von ihm überreichte Visitenkarte, welche auf den Namen Bauermann lautete, gehörte seinem ehemaligen Stübgenossen, welchem er eine Anzahl Visitenkarten entwendet hatte.

Ein bei der Post-Paquebeförderung beschäftigter Postschaffner ist wegen von ihm an unmündigen Kindern verübter Unstillschleichen festgenommen worden. Derselbe hatte wiederholt auf seinen Fahrten mit dem Paquetwagen kleine auf der Straße spielende Mädchen in den Wagen gelockt, um sie eine Strecke mitfahren zu lassen, und hierbei die gegen ihn von den Eltern der gemißbrauchten Kinder zur Anzeige brachten Handlungen ausgeführt.

Die Identität der Leiche eines Selbstmörders, welcher seinen Wohnsitz in Berlin gehabt haben muß und der am 30. v. M. im Schußbezirk Bichelsberg des Reviers Grunewald anscheinend vergiftet aufgefunden worden ist, konnte bisher trotz aller Bemühungen der zuständigen Behörden nicht rekonstruirt werden. Bei der Leiche wurde ein schwarzer, niedriger Filzhut gefunden, welcher mit einem Trauerband umgeben ist; der Hut trägt die Inschrift D. Cyrenskil, Berlin, Kleine Frankfurterstraße 21. Der Verstorbene war ca. 45 bis 50 Jahre alt, unterster Figur, ca. 1.70 Meter groß, hatte schwarzes Haar, hohe Stirn, grau melirten, kurz gehaltenen Rollbart, röthlichen Schnurrbart und trug einen Trauring. Als Kleidung trug die Leiche: schwarzen Sommerüberzieher, graues Stoffjaquet, braune Buckskinosteinleider mit Weste, weißes Oberhemd mit Umlegekragen, schwarzblaue Kravatte, reibenweise schwarzpunktirt, weiße wollenen Strümpfe und Gummihandschuhe; ferner trug die Person ein Bruchband. Coeventuelle, auf den Selbstmörder bezügliche Anfragen werden von dem Amtsvorsteher im Forsthaus Grunewald, Herrn von Schleinig, beantwortet.

Für die Hinterbliebenen der im Kampfhauseuschacht verunglückten Vergelte sind und ferner zugegangen: Lampenfabrik Schwinzer u. Gräß 19 M. 80 Pf. Lebensversicherung vom Turn-Verein, turnerische Vereinigung zu Brandenburg a. d. durch Herrn Ewald 15 M. 25 Pf. Insgesamt bis jetzt: 119 M. 60 Pf.

Gerichts-Zeitung.

P. Underschwämte Langfinger bereiteten an einem Sonnabend im September v. J. dem auf Auszahlung des Wochenlohnes harrenden Arbeiter-Personal der in Nieder-Schönweide belegenen Fabrik der hiesigen Firma Nathan Wolff u. Co. eine arge Verlegenheit. Der Geldwagen der Firma, welcher zwischen dem hiesigen Spandauerstr. Nr. 17 belegenen Comtoir und der Fabrik regelmäßige Verbindung unterhielt, war unterwegs geraubt worden und dem Diebe eine unter Kastunballen sorgfältig versteckte Baarsomme von 4000 M., zur Begleichung der Wochenlöhne bestimmt, in die Hände gerathen. 500 Arbeiter verließen mit Fischen und Verwünschungen auf den heillosen Spitzbuben an jenem Abend die Fabrik, um ihr n. dabem harrenden Frauen bei Erwähnung des Geschehenen mitzutheilen, daß sonach die am darauffolgenden Sonntag beabsichtigten

Beihnachts-Einkäufe wohl vorläufig unterbleiben müßten. Es blieb Herrn W. nichts weiter übrig, als, nur seinen Verpfichtungen dem Arbeiter-Personal nachzukommen, unverzüglich 4000 M. zum zweiten Male abzugeben und die Kriminal-Polizei von dem Vorgang in Kenntniß zu setzen. Die Ermittlung der Thäter wurde jedoch dadurch ins Weite gezogen, daß anfänglich dem Wunsche des Herrn Wolff gemäß Nachforschungen bei demjenigen Theil des Geschäft's-Personals, welcher bei der Packung des q. Wagens gegenwärtig gewesen, unterblieben, da H. W. für die unzweifelhafte Ehrlichkeit dieser seit Jahren in seinem Geschäft thätigen Leute sich verbürgte. Das blinde Vertrauen des H. W. sollte jedoch bald darauf in überraschender Weise erschüttert werden. Alle Anzeichen wiesen darauf hin, daß nur Jemand den Wagen herabgehoben hätte, der mit den geschäftlichen Gepflogenheiten der q. Firma vertraut gewesen und der Kriminal-Kommissar Herr Wien obervorteile daher den ihm verdächtigen Arbeiter Karl Friedrich Albert Dornberg, der einige Tage vor Verabreichung des Wagens aus der Wolff'schen Fabrik entlassen worden war und mit dem Producenten-Fabrikanten Friedrich Wöllering in Köpenick in regem Verkehr stand. Auffallend erschien ferner die von Dornberg häufig unternommenen einsamen Spaziergänge nach der nahegelegenen Halde, wozu Herr Wien dem D. unbemerkt folgte und dabei beobachtete, daß Dornberg an einer abseits gelegenen Stelle einen schweren Gegenstand unter einem Haufen gefallenen Laubes hervorholte, denselben sorgfältig verbergte und dann, ohne den Zuschauer zu bemerken, den Rückweg nach Köpenick antrat. Herr Wien, der dem D. auf den Fersen geblieben, sah schließlich denselben bei dem v. Wöllering eintreten, der was der Beamte ganz richtig vermuthete, als „Schäfer“ mit Dornberg in Verbindung stand und, wie denn auch der Letztere bei der sofortigen Verhaftung beider eingestand, Maschinen-Meißingtheile aus der Wolff'schen Fabrik herrührend, kaufte. Des Weiteren ergab sich noch, daß Wöllering auch mit dem bei Nathan Wolff u. Co. beschäftigten Hausdiener Ringel in Verbindung stand, weshalb Herr Wien unverzüglich in der hiesigen Spandauerstr. 17 belegenen Dienstwohnung des v. Ringel eine Hausdurchsuchung vornahm. Hierbei wurden nun die gestohlenen 4000 Mark zwar nicht, dagegen aber zur Ueberraschung des vertrauensvollen Chefs ein ganzes Waarenlager von Rattun in allen möglichen Rüstern bei Ringel vorgefunden, welche der Letztere aus den in demselben Hause befindlichen Lagerräumen, die er zu beaufsichtigen hatte, entwendet hatte. Die Ballen wurden Herrn Wolff unverzüglich zurückgegeben und von demselben der Werth des gestohlenen Gutes einschließend der bereits von der Frau des Ringel zu Kleidern, Schürzen, Portieren u. dergleichen Stoffe, auf ca. 2000 M. beziffert. Die Ringel'schen Eheleute nahen man sofort in Haft, eine in die Affäre verwickelte anderweitige Person, die verhehlt. Thätige jedoch wurde auf freiem Fuße belassen. Das ganze Konfiskat ergab gestern vor der Strafkammer des Landgerichts, angeklagt theils wegen Diebstahls, theils wegen Hehlerei. Wöllering, der Schäfer bestreitet trotz seiner bisherigen Unbescholtenheit mit dem Rattun ein gewichtiges Verbrechen, indem er seinen Verleher mit Dornberg und Ringel; seine Schuld unterlag jedoch keinem Zweifel und der Gerichtshof erkannte gegen ihn auf 1 Jahr Zuchthaus, Ehrverlust und Polizei-Aussicht. Der Angeklagte Dornberg wurde, da er ebenso wie die übrigen Angeklagten bisher völlig unbescholten zu 3 Monaten Gefängniß, Ringel dagegen mit Rücksicht auf den großen Vertrauensbruch, dessen er seinem Prinzipal gegenüber sich schuldig gemacht, zu 1 Jahr 6 Monaten Gefängniß verurtheilt. Gegen die verhehltete Ringel lautete das Urtheil auf nur 2 Monate Gefängniß, welche durch die erlittene Untersuchungshaft für verübt erachtet wurden. Die verhehltete Thätige wurde freigesprochen, da die Verhandlung ergab, daß sie ohne ihr Verschulden in die Affäre verwickelt war.

Ein Zweikampf auf gezogenen Pistolen, welcher im September v. J. bei der alten Filderhütte im Grunewald stattgefunden, bildete den Untergrund zu einer gegen den studiosus medicinae Nolda erhobenen Anklage. Mit Rücksicht darauf, daß das Duell weder für den Angeklagten, noch für dessen Gegner, einen Reserve-Lieutenant, Verwundungen im Gefolge gehabt, erkannte die Strafkammer des Landgerichts II. auf nur drei Monate Gefängniß gegen v. Nolda.

Wegen Majestäts-Beleidigung angeklagt, erschien der Daubeder Ernst Müller aus Ober-Saale vor dem Schranke der ersten Strafkammer des Landgerichts II. Die Verhandlung fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt und war derart erlosch, daß es erst — entgegen der sonst in ähnlichen Fällen geübten Praxis — eines formellen Antrags Seitens der Vertreter der Presse, der Sitzung beizuhören zu können, bedurfte. Der wegen Diebstahls und Körperverletzung bereits vorbestrafte Angekl. wurde zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Aus Sachsen. Eine kurze Zeit lang schien die Industrie des Königreichs einen kleinen Aufschwung genommen zu haben. Nunmehr aber hört man wieder die bittersten Klagen. So lauten die Berichte aus den Gegenden, in denen die Stumpfabrikation vorherrscht, geradezu hoffnungslos. Diese Industrie ist zum größten Theil auf Nordamerika angewiesen. — Dasselbe gilt von der Industrie von allerlei Spielsachen und besonders von Kinder-Instrumenten. Die amerikanischen Bestellungen sind fast vollständig ausgeblieben. Man spricht davon, daß die amerikanischen Käufer erst abwarten wollen, wie sich die neue Regierung zu den Zollfragen verhalten werde — ob sie ein scharfes Zollsystem einrichten wolle, da in diesem Falle die amerikanischen Händler nur einen geringeren Preis für die ergebirgischen Waaren zahlen zu können erklären. „Wie du mir, so ich dir“ — heißt das alte Sprichwort. Weder das Ausland noch das Inland bezahlt die Hölle allein — bei einem gut ausgebildeten Zollsystem (Kampfschule) werden die Einwohner der Schutzzollstaaten gleichmäßig belastet und nur einzelne wenige Großfabrikanten und Großgrundbesitzer haben den Vortheil.

Ein Streit der Steinbrecher ist zu Feuerbach bei Stuttgart ausgebrochen. Die Arbeitszeit war bis jetzt immer von 5 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends mit einstündiger Mittagszeit. Die Arbeit in den Brüchen ist bekanntlich eine sehr schwere. Die Löhne betragen im Winter 2 M. 20 Pf., im Sommer 3 M. 20 Pf. Gegenüber der langen Arbeitszeit und der schweren und gefährlichen Arbeit ist der Lohn kein hoher zu nennen. Nun aber verlangen die Arbeiter keine Lohnherabsetzung, sondern Arbeitszeitverminderung von täglich Vormittags 6 Uhr bis Abends 6 Uhr. Dagegen fräuben sich die Besitzer, welche von der freiberigen Arbeitszeit nicht ablassen wollen. Da aber sämtliche Steinbrecher Feuerbach zusammenstehen und ihre gerechte Forderung durchsetzen wollen, so werden sie, im Falle sie einig bleiben, wohl den Sieg erringen.

Ein bemerkenswerther Vorschlag wurde kürzlich in einer Arbeiter-Versammlung zu Jägerndorf in Oesterreich-Schlesien gemacht. Die ungünstige Geschäftslage nöthigt die dortigen Tuchfabriken zu fortwährenden Arbeiterentlassungen, sodass die Zahl der brodlosen Arbeiter stetig zunimmt. Angesichts dieser Thatsache wurde nunmehr aus den Arbeiterkreisen der Vorschlag gemacht, es mögen von Amtswegen die Fabrikanten bestimmt werden, die ortsanfässigen Arbeiter zu behalten und zunächst nur jene zu entlassen, welche vom Lande herbeikommen und leichter bei der Landwirtschaft Beschäftigung finden könnten. Auch möchte von Amtswegen bei den ländlichen Gemeindevorstellungen angefragt werden, welche Landwirthe zum Beginn der Frühjahrszeit Arbeitskräfte benöthigen, um davon die dorthin gehenden Arbeiter zu verfrachten. Dieser Vorschlag wurde einstimmig zum Beschluß erhoben.

Die große Chinesenfrage.

(Wir haben in Nr. 75 des „Berl. Volksblattes“ bereits auf die Eventualität einer Uebernahme des Weltmarktes mit chinesischen Produkten hingewiesen, lassen aber der Ausführlichkeit halber den nachstehenden interessanten Artikel folgen. Die Redaktion.)

Die österreichische Monatschrift für den Orient berichtet über einen Vortrag, welchen Herr Alexander von Hübner, der ehemalige österreichische Botschafter in Paris, vor dem Namenlich durch seine „Promenade autour du Monde“ (Spaziergang um die Welt) als ein sehr geistvoller Beobachter bewährt hat, kürzlich im orientalischen Museum in Wien gehalten hat. Wir finden einen Auszug aus diesem Vortrage in der „Neuen Züricher Zeitung“, welchen wir hier folgen lassen:

„Wer von den Angelegenheiten des Erdballs spricht, kann China nicht unerwähnt lassen. Der Krieg der Engländer und Franzosen mit dem himmlischen Reiche ist ein weltgeschichtliches Ereignis, nicht wegen der erlangenen militärischen Erfolge, deren berühmtester die Plünderung und Besetzung des kaiserlichen Sommerpalastes bei Peking war, sondern weil er die Mauer, welche 400 Millionen Menschen von der übrigen Welt hermetisch abschloß, niedergerissen hat. Man wollte China den Europäern eröffnen. Man eröffnete den Erdball der Chinesen. Wer reist nach dem Innern von China? Außer den Missionären, die sich verstreut bereits dort befanden, außer einigen wenigen Forschungsreisenden Niemand. Aber die Chinesen übertrömen einen großen Theil unserer Erde; auch sie kolonisieren, jedoch in ihrer Weise. Neugierig begibt, aber dem Kaufmann in den höchsten Epochen geistiger Thätigkeit nachstehend, thätig bis zur Unermüdblichkeit, mächtig bis zur äußersten Engherzigkeit, sparsam, geborener Kaufmann, von sprichwörtlicher Redlichkeit, Landbesitzer, besonders Gärtner ersten Ranges, in allen Zweigen der Handarbeit ausgezeichnet, verdrängt der Sohn des Reiches der Mitte den Europäer, langsam, allmählig, unmerklich, wo er ihm begegnet.“

Ich spreche nur von dem, was ich selbst sah. Im Jahre 1871 war der ganze englische Handel mit China — er betrug und beträgt noch 42 Millionen Pfund Sterling — in den Händen englischer Häuser: die großen vier Firmen, davon eine amerikanische, in Shanghai und Hongkong, die kleineren in den Treaty Ports. Hierzu die Zwischenhändler. Nur der Vertrieb des englischen Imports im Innern des Reiches wurde von eingeborenen Kaufleuten besorgt. Ueberdies besaß das Haus Russell über 20 Dampfer, welche den Verkehr zwischen den Vertragshäfen unterhielten und den Yangtse besuchten. Heute ist mit Ausnahme einiger großer und größerer englischer Häuser der gesammte Handel in den Händen chinesischer Kaufleute, die russischen Dampfschiffe im Besitze chinesischer Kompagnien.“

In Malak, seit beinahe 400 Jahren in Besitze der Portugiesen, steht man prachtvolle Paläste. Es ist dies das vornehmste Stadtviertel, in welchem Chinesen nicht gestattet ist, Häuser zu bauen. Dies geschieht auch nicht. Aber die meisten dieser Paläste sind durch Kauf in den Besitz reicher Chinesen gelangt und werden von ihnen bewohnt.

Bei meinem ersten Besuch in Singapur, im Jahre 1871, bestand die Bevölkerung aus 100 weißen Familien, 20 000 Malaien und einigen Tausend Chinesen. Als ich zu Anfang des vorigen Jahres diese Stadt wieder sah, theilte sich die Bevölkerung laut amtlicher Erhebung in 100 weiße Familien, 20 000 Malaien und 86 000 Chinesen. Eine neue chinesische Stadt war entstanden, mit prachtvollen Huden, schönen Wohnhäusern und Pagoden. Ich glaubte mich nach Canton versetzt. Die Südpazifik Hinterindiens, die zwischen Siam und dem indischen Ocean, südlich von Burma gelegenen Länder, vor Kurzem beinahe menschenleer, füllten sich mit Chinesen. Die Zahl der nach jenen Gegenden auswandernden und in Singapur landenden Söhne des himmlischen Reiches betrug im Jahre 1882 100 000, im Jahre 1883 150 000. Im letzten Jahre erwartete man noch eine beträchtliche Steigerung.

Die drakonischen Gesetze, durch welche man sich in Kal-

fornien und Australien dieser undqueren Konkurrenten zu entziehen sucht, sind diktiert. Diese Gesetze, welche im schreienden Widerspruch stehen mit den phantastischen Grundgedanken der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Rassen, bleiben trotz der strengen Handhabung ein todter Buchstabe. Ich begehrte nie mehr Chinesen in den Straßen von San Francisco, als im letzten Sommer. Und in Australien nimmt das chinesische Element fortwährend an Wichtigkeit und Ausdehnung zu. Ein Mann, der dieselbe Arbeit für den halben Preis thut, öffnet sich eben alle Thüren.

Selbst in den Südsee Inseln macht sich chinesischer Einfluß bereits geltend. Der Handel der sehr bedeutenden Württemberg Inseln liegt in den Händen einer großen chinesischen Firma. Auf den Sandwich Inseln gewinnen die Söhne der Mitte alljährlich an Terrain. Die Nordamerikaner, bisher die Herren jener Gegend, unter dem heimathlichen Könige der Hawaii, fühlen bereits den Boden schaukeln unter ihren Füßen. Allmählig verdrängt sie der Chinesen. Alles über die Materie soeben Gesagte habe ich mit eigenen Augen gesehen. Nur Chile und Peru besuche ich nicht. Ich entnehme aber aus offiziellen Dokumenten, daß seit 1860 200 000 Chinesen eingewandert sind, eine enorme Zahl, wenn man sie vergleicht mit der dünnen europäischen Bevölkerung jener Länder.

Europa mit seinen 300, China mit seinen 400 Millionen, bilden, von Indien hier abgesehen, die beiden größten bevölkerteren Gebiete der Welt. Beide entsenden ihre Söhne in die Fremde. Es sind zwei mächtige Ströme, der weiße und der gelbe.

Seit den Zeiten der Völkerwanderung kennt die Geschichte keine ähnliche Verchiebung ungeheurer Massen.

Eine Reihe von Fragen drängt sich uns auf.

Wie wird das Befinden des alten Kontinentes sein nach Abgabe so vieler seiner Söhne? Wird er, jetzt an Vollblütigkeit leidend, nach so großem Verlusse sich der vollen Gesundheit freuen, oder wie Spanien der Anämie verfallen? Wer weiß es? Welche Geschicke erwarten die jungen, strebsamen, aufstrebenden Staatengebilde Australiens, die weder Königreiche noch Republiken sind? Welche Rückwirkung werden sie auf das Mutterland und auf Europa üben? Wir wissen es nicht. Was wird entstehen aus dem Zusammenstoßen jener beiden Ströme, des weißen und des gelben? Werden sie friedlich in parallelen Kanälen nebeneinander dahinfließen, oder durch ihren Zusammenstoß chaotische Zustände erzeugen? Wir wissen es nicht.

Wird die christliche Gesellschaft, die christliche Biontisation in ihrer jetzigen Gestalt verschwinden? Wird sie siegreich hervorgehen aus dem Konflikte und ihre Prinzipien belebend und befruchtend über den Erdkreis tragen?

Wir wissen es nicht. Es sind dies ungelöste Räthsel. Berührt ruhen sie noch im Schoße der Zukunft. Was wir vernehmen, sind nur die ersten Klänge der Ouverture des großen Dramas kommender Zeiten.

Noch ist der Vorhang nicht aufgerollt. Die Handlung spielt im zwanzigsten Jahrhundert.“

Politische Uebersicht.

Ueber die voraussetzliche Ausdehnung der Reichstagsession entnehmen die „N. N. Z.“ verschiedenen deutschen Blättern folgendes: „Aus vor der Vertagung des Reichstages war vielfach die Angabe verbreitet, daß der Regierung darum zu thun sei, die Zolltarifnovelle zum Abschluß zu bringen, um danach die Session schließen zu können. Gleichzeitig tauchte eine andere Angabe auf, welche wissen wollte, es sei der Regierung darum zu thun, den Reichstag noch länger zusammen zu halten, um noch anderweitige Aufgaben der Gesetzgebung zur Erledigung zu bringen. Wie wir hören, verdient die letztgenannte Mittheilung Glauben. Die Regierung hegt die Hoffnung, nicht nur die Ausdehnung des Unfallversicherungsgesetzes auf Landportgewerbe, sondern auch auf landwirthschaftliche und forstbetriebliche durchzuführen oder den letzteren Entwurf mindestens doch zur zweiten Lesung gebracht zu sehen; hier und da wird sogar an der Möglichkeit festgehalten, auch noch die Vorkassarsachen durchzuführen. Jedenfalls hält die Regierung zunächst noch den Plan aufrecht, das schwebende Arbeitspensum der gegenwärtigen Session in keiner Weise zu vergrößern, sondern eher noch um eine oder die andere Vorlage zu erweitern, ohne die Arbeiten über das Pfingstfest hinaus zu verzögern.“

schaft, als der seiner eigenen Person, und allenfalls der seiner Gattin, wenn diese nicht zufällig durch ihre Kolik an ihr Bett gefesselt wurde.

Vor seinem Geiste ließ er die ganze Einwohnerschaft von Blackfield passieren und legte sich die Frage vor, bei welcher Persönlichkeit wohl die Möglichkeit vorhanden wäre, daß ihr Weg sie in den Gasthof führe.

Er fand, daß die größte Wahrscheinlichkeit der Bader für sich habe, „denn die Neugier, daß Mr. Knog heute wieder einen Kolikfall hatte“ — so rechnete der spekulative Wirth, „ist jedenfalls schon bis zu ihm gedrungen, und in dem Falle wird er nicht säumen, mich im Laufe des Tages zu besuchen. Er weiß, daß dann für ihn eine Flasche Ale und ein Rebhuhn bereit steht.“

Von Zeit zu Zeit richtete er seine Blicke auf die Wanduhr, deren monotonen Tiktal neben dem Knistern des Feuers im Kamin allein das Schweigen des Gastzimmers unterbrach.

Er hatte sich in seiner Voraussetzung nicht getäuscht, daß der Bader nach dem Mittagessen nicht verabsäumen werde, sich nach dem Befinden des Mrs. Knog zu erkundigen. Der Bader erschien und Mr. Knog war von Herzen froh, einen Menschen da zu haben, mit dem er sich unterhalten und die Stadtneuigkeiten besprechen konnte, und von dem man stets einige interessante Geschichten zu den bereits hundert Mal breit getretenen erfuhr.

„Verteufelt kalt heute“, sagte der Bader, indem er sich seine Hände rieb und dieselben am Kaminfeuer wärmte.

„Ein Wetter, daß man, wie man zu sagen pflegt, keinen Hund hinausjagen möchte.“

„Freilich, freilich“, bestätigte Mr. Knog, „ein ganz verteufeltes Wetter; nicht einmal ein Fuchsjäger wagt sich hinaus in solchem Wetter. Für einen Gastwirth sehr schlimm, Bader!“

„Ja, ja, nicht ein Fuchsjäger wagt sich hinaus, und nicht einen Hund jagt man hinaus, aber Unserer muß dennoch hinaus. Ein trauriger Verur, Mr. Knog; und wenn man nicht hin und wieder eine kleine Stärkung hat, so hält man's gar nicht aus.“

Es hätte kaum dieser Erinnerung bedurft.

Die Berichte verschiedener Blätter über den Grundbesitz resp. das Einkommen des Reichskanzlers, geben der „Nord. Allg. Ztg.“ Anlaß zu einer längeren Erklärung. Das Blatt ist in der Lage, versichern zu können, daß die Angaben über die Schuldenfreiheit der Bismarck'schen Älter völlig und richtig sind. Auf den Bestellungen des Fürsten ruht vielmehr eine Hypothek, welche eine jährliche Verzinsung mit etwa 120 000 Mark erfordert. Rückichtlich der Einzelangaben verschiedener Blätter, glaubt das Blatt bemerken zu müssen, daß der Reichskanzler Besitz keineswegs ausschließlich aus einer Staatsrentenherkunft bezieht, sondern daß das eigentliche Gut Friedrichruh nebst dem benachbarten Kumbule (welche eine Enclave in dem Sachsenwalde bildeten) vielmehr erst vor einigen Jahren von dem Reichskanzler für 240 000 M. angekauft worden ist. — Bei Ueberweisung des Sachsenwaldes sei der Ertrag desselben nach Ausweis der Notationsakten auf 34 000 Thaler veranschlagt worden. In den für das Holzgeschäft besonders günstigen Gründerjahren könne sich der Betrag vorübergehend auf 80 000 Thaler belaufen haben, doch habe sich derselbe in den letzten Jahren entschieden vermindert. Das Gut Schönhausen bringe ebenfalls lange nicht den behaupteten Reinertrag von 18 000 Thlr.; der Reichskanzler sei gewiß bereit, dasselbe für eine solche Summe zu verpachten, wenn ihm das Angebot gemacht würde. Zum Schluß heißt es dann: „Wie jeder Grundbesitzer befindet sich auch der Reichskanzler in der Lage, bei wechselnden, in der letzten Zeit stetig abnehmenden Erträgen, dennoch seine Schulden gleichmäßig zu zahlen zu müssen.“

Geheimbändler? „Zum ersten Male — so schreibt das „Berl. Tagebl.“ — erfährt man jetzt, wie die Staatsanwaltschaft zu Chemnitz ihre Anklage gegen die Theilnehmer an dem Sozialistenkongress zu Kopenhagen zu rechtfertigen gedenkt. Es wird dabei nämlich die etwas gewaltsame Voraussetzung gemacht, daß die gesammte sozialdemokratische Partei Deutschlands ein wohlorganisirter Geheimbund sei. Der Kopenhagener Kongress wird als eine äußere Bethätigung dieses Geheimbundes aufgeföhrt, und damit wäre dann freilich die gesetzliche Unzulässigkeit der Theilnehmer erklärt. Wir möchten indes doch einem gelinden Zweifel daran Raum geben, daß sich ein Gerichtshof finden könnte, der dieser Auffassung einer offen handelnden und um Reichthümer durch ein Viertelhundert Männer vertretenen Partei als eines „Geheimbundes“ zustimme. Und fände sich wirklich ein solcher Gerichtshof, so würde seine Entscheidung doch noch nicht zu bedeuten haben, denn das Reichsgericht hat erst vor wenigen Tagen erklärt, daß die Sozialdemokratie in Deutschland kein Geheimbund, sondern eine öffentliche Partei sei. Damit ist dem Vorgehen der Chemnitzer Staatsanwaltschaft eigentlich schon von vornherein aller Boden entzogen. Nichtsdestoweniger hat dieselbe die erhobene Anklage einstweilen noch nicht zurückgezogen, und so werden denn die seiner Zeit in Kiel verhafteten Abgeordneten Auer, Bebel, Dietz, Frohme und v. Vollmar, sowie die übrigen Angeklagten Geinzel, Müller und Ulrich im Herbst als „Dokveräter“ vor Gericht erscheinen müssen. Die Rechtsanwälte Munkel, Braun und Freytag werden die Vertretung übernehmen, Daß der Prozeß mit der schließlichen Freisprechung enden muß, ist, wie gesagt, schon heute als gewiß anzunehmen.“

Aus Frankfurt (Main) wird der „Volksz.“ mitgetheilt, daß das Bezirksamt den Fachverein der Metallarbeiter kurzweg als politischen Verein erklärt und auf Grund des Vereinsgesetzes verboten habe.

Franreich.

Die Behörden arbeiten bereits an der Aufstellung und Vertichtung der Wählerlisten. Es ist dabei die Thatfache zu Tage getreten, daß die Zahl der Wähler jetzt geringer ist als 1884. Seit einem Jahre haben über 17 000 wahlberechtigte Einwohner Paris verlassen, um sich in den Vorstädten und den Provinzen niederzulassen. Die Zuwanderung war dabei im Vergleich zu früheren Jahren sehr gering. Seit Jahrzehnten ist es das erste Mal, daß sich eine Abnahme der Wählerzahl bemerklich macht.

Trotz der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien wird in der Abwendung von Veräufungen nach Tonkin kein Halt gemacht. Auch hat die Regierung beschlossen, dem Expeditionskorps in Tonkin die Organisation eines Armeekorps zu geben und deshalb an dessen Spitze einen kommandirenden

Mr. Knog hatte bereits eine Flasche Ale herbeigeholt, sie auf den Kamin gestellt, ein Rebhuhn daneben und nöthigte den Bader fruchtlos, die von ihm eben angebotene Stärkung vorzunehmen.

„Was mich veranlaßt, herzukommen“, begann der Bader, nachdem er mit sichtlichem Behagen einen Schluck des vorzüglichen Ale genommen und das Rebhuhn kunstgerecht tranthirt, „ist die Nachricht, die ich heute erhielt, daß Ihre Ehehälfte wieder an dem alten Uebel leidet.“

„Hab' mir's wohl gedacht, Bader, daß diese Nachricht Sie früher erreicht haben würde, als ich Zeit habe, einen Boten nach Ihnen zu schicken, und deshalb habe ich Sie bereits halb und halb erwartet.“

„Aus alter Freundschaft komme ich zu Ihnen unangefordert“, Mr. Knog. Ich war diesen Morgen beim Fleischer drüben, um dem Gefellen, der sich mit dem Wiegemeffer verunndet hat, einen neuen Verband aufzulegen. Da sagte mir der Meister, daß Ihr Hausmädchen ihm diesen Morgen die Neuigkeit überbracht habe, Mrs. Knog leide wieder an der Kolik. So habe ich's erfahren, und trotz des schlimmen Wetters mich bereit, der werthen Mrs. Knog meine Hilfe zu bringen.“

„Wieder einen Krug Theerwasser, Bader?“

„Wäre jedenfalls das Vernünftigste; indessen man muß auch auf den Geschmack der Patientin Rücksicht nehmen. Ihre liebe Frau hat einmal Vertrauen zu dem Mittel, das der junge Doktor Kobdenburg...“

„Der Gelbschnabel, nicht wahr?“ unterbrach der Wirth mit einem spöttisch lauernden Blick auf den Bader.

„Nun, nun“, erwiderte dieser etwas verlegen, „wenn ich ihn so nannte, so war's so böse nicht gemeint. Ich spreche ihn ja nicht jede Kenntniß ab, und auch Natron ist ja ein gutes Mittel gegen Kolik, wie sich damals gezeigt hat bei Ihrer Frau; ich hab's auch deshalb zuweilen in meiner Praxis eingeföhrt und bringe es mit für den Fall, daß Mrs. Knog dies Mittel zu haben wünscht.“

„Also Sie erkennen doch an, Bader, daß es noch einer Arzt giebt, der eben so viel versteht von der Kunst wie Sie?“

„Das sage ich nicht“, erwiderte der Bader mit wichtiger

Feuilleton. Gesucht und gefunden. Roman von Dr. Dur. (Fortsetzung.)

„Ja, ja, Sie haben Recht, jene Gegenden betritt keines Menschen Fuß. Niemand würde es wagen die Klippen und Abhänge dort zu passieren, wenn sie mit Schnee bedeckt sind; es ist mit Lebensgefahr verknüpft; aber Toby wagt es.“

Das war der letzte lichte Augenblick, den Fritz beobachtete.

Blöglich wandte sich der Graf von ihm ab, richtete sich noch höher auf, starr war sein Auge auf die Vorhänge des Fensters gerichtet.

Seine Ohren schienen sich zu verlängern, das Gesicht verzerrte sich immer mehr und mehr zu dem Aussehen, in welchem Fritz schon das erste Mal, da er den Patienten sah, die Wolffsphysiognomie erblickt hatte.

„Schlimm, sehr schlimm!“ murmelte der Doktor für sich. „Wer weiß, ob er den morgenden Tag überlebt.“

Er gab Madame Dupre, die sich bereits zur Nacht wache eingefunden hatte, einige Weisungen in Bezug auf Medicamente die sie dem Grayen verabreichen sollte, legte ihr dann dringend an's Herz, ja wach zu bleiben und den Grafen sorgfältig zu hüten, und entfernte sich dann in sehr niedergeschlagener Stimmung.

Neunzehntes Kapitel.
Mr. Knog, der Wirth des einzigen Gasthofs in Blackfield, sah am Nachmittage desselben Tages, wie fast an jedem Wintertage, unruhig vor seinem Kamin, einen Krug neben sich, aus dem er von Zeit zu Zeit mit großen Zügen trank.

Mr. Knog hatte an solchen Tagen, da der Wind den Schnee durch die Straßen jagte, da nicht einmal die Bewohner von Blackfield ihre Häuser verlassen, geschweige denn ein Reisender die Stadt passirte, wohl Ursache, unruhig zu sein, denn er erfreute sich keiner andern Gesell-

schafft, als der seiner eigenen Person, und allenfalls der seiner Gattin, wenn diese nicht zufällig durch ihre Kolik an ihr Bett gefesselt wurde.

General zu stellen. Hierzu ist der General de Courcy ernannt worden. General Briere de l'Isle dürfte wahrheitsgemäß unter dem neuen Oberkommandanten ein Divisionskommando behalten; hingegen wird General de Réquier zurückberufen werden. — Die Hauptpunkte der Friedenspräliminarien mit China sind folgende: Sofort nach der Beendigung des kaiserlichen Verkehrs, welches die Ausführung der Konvention von Tientsin und die Räumung des Tonkin seitens der chinesischen Truppen anordnet, werden alle militärischen Operationen eingestellt und die Blockade von Formosa und Paskoi aufgehoben werden. Zu derselben Zeit, wo die chinesischen Truppen den Befehl erhalten werden, über die Grenze zurückzugehen, wird sich der französische Gesandte Batandier nach Tientsin oder Peking begeben, um den definitiven Friedens-, Freundschafts- und Handelsvertrag zu verhandeln. Dieser Vertrag wird das Datum der Räumung Formosas durch die Franzosen festsetzen. Sobald der Vertrag unterzeichnet und durch kaiserliches Dekret genehmigt sein wird, werden die dem Transport von nach Nord-China bestimmter Kriegskontingente durch französische Kreuzer bereiteten Hindernisse beseitigt werden, wird Frankreich seine Flotte zurückberufen und China seine Häfen dem französischen Handel wieder öffnen. — Ein Telegramm aus Haïoi von gestern sagt: Der offiziell vorgeschriebene Zeitpunkt für das Aufheben der Feindseligkeiten hat zwar durch die Schwierigkeit der Verbindungen, namentlich nach der Seite von Yunnan hin, eine fünfjährige Verzögerung erfahren, hauptsächlich sind aber die Feindseligkeiten zwischen beiden Armeen eingestellt.

Russland.

Der „Regierungs-Anzeiger“ veröffentlicht folgenden, aus Dsch. Repti (Afghanistan) vom 20. März datirten Bericht des Generals Komarow an den Kriegsminister: Am 13. v. M. näherte sich unsere Truppenabtheilung von Dsch. Repti unserem Ufer des Kuschfluss; nahe bei der Brücke fand ich eine von den Afghanen besetzte Verschanzung. Um einem Zusammenstoß vorzubeugen, ließ ich meine Truppen eine von der Position des Afghanen 5 Werst entfernte Stellung einnehmen. Am 14. begannen die Besprechungen mit dem englischen Kapitän Dute. Als die Afghanen die Uebergangung gewannen, daß wir nicht die Absicht hatten, sie anzugreifen, begannen sie von Tag zu Tag mehr sich unserem Lager zu nähern. Am 15. entsandten sie gegen eine Kompanie unserer Truppen, die mit der Deckung einer Rekognoskierung beauftragt war, 3 Kompanien, sowie 1 Geschütz und eine Abtheilung Kavallerie, ihre Mühnheit und ihre Uebermuth steigerten sich zusehends. Am 16. besetzten sie eine Höhe, welche die linke Seite unseres Lagers beherrschte; sie begannen dabei Beschanzungen aufzuwerfen und stellten einen Kavallerieposten im Rücken unserer Linie, sowie ein Biquet auf Gewehrweite von unserer Front auf. Am 17. richtete ich an den Befehlshaber der afghanischen Truppenabtheilung die energische Aufforderung, daß er das linke Ufer des Kuschflusses und das rechte Ufer des Murghab bis zu dessen Einmündung in den Kuschfluss bis zum Abend zu räumen habe, ich erhielt die Antwort, daß der afghanische Truppenbefehlshaber nach dem Rath der Engländer es absehen müsse, sich hinter den Kuschfluß zurückzuziehen. Ich sendete demselben darauf ein zweites in freundlichen Formen gehaltenes Privat Schreiben um Wiederholung meiner Aufforderung. Am 18. marschirte ich, um meinen Reklamationen Nachdruck zu geben, mit meiner Truppenabtheilung gegen die Stellung der Afghanen, ich rechnete auf einen friedlichen Ausgang, aber das Feuer der afghanischen Artillerie und ein Angriff ihrer Kavallerie nöthigten mich, das von ihnen angebotene Geschütz anzunehmen, dessen Ergebnisse bekannt sind. — Das „Journal de St. Pétersbourg“ sagt unter Hinweis auf die vorstehende Depesche des Generals Komarow, von einem Angriffe der Russen löst danach doch nicht mehr die Rede sein. Uebrigens habe auch die zweite Depesche von Dsch. Repti darüber keinen Faßel mehr gelassen. Durch diese Depesche sei der englische Kapitän Dute auf das Entschiedenste demontirt und General Komarow in jeder Beziehung gerechtfertigt worden, und es sei dies nicht bloss durch den englischen Kommissar allein geschehen, sondern auch durch Gladstone, der mit rühmendem Eifer sich betheiligt habe, die unfreundlichen Worte zu bekräftigen, die er im Anfang an die Adresse Russlands gerichtet habe.

Die „Pol. Korr.“ erhält aus Petersburg die Meldung, daß der Kriegsminister dem Reichsrathe eine Vorlage, betreffend die diesjährige Aushebung von 230 000 Mann, unterbreitet habe. Derselben Korrespondenz wird aus Dsch. Repti geschrieben, daß an den Hafen-Admiral von Nikolajew der Befehl betraut sei, eine Reihe von abgetheilten in diesem Hafen an Landen Kriegsschiffen unter möglicher Beschleunigung auszurüsten und in Dienst zu stellen. Derselben sollen schon Anfang Mai in See stechen.

Großbritannien.

Nach dem Bekanntwerden des Beschlusses von General Komarow habe (siehe Russland) ist das Wort auf eine ipse allere Anmuth so gut wie überflüssig geworden. In London ist man mit dem Beschlusse des russischen Generals nicht zufrieden; die „Times“ sagt, Komarow habe ebensowenig eine befriedigende

Miene, daß der Doktor Rodenburg eben so viel versteht, wie ich. Wie soll ein so junger Mann zu der Erfahrung kommen? Aber ganz unwise ist er jedenfalls nicht.“

„Das glaube ich auch, Bader; denn wäre er nicht ein gescheiter Arzt, man würde ihn nicht von Bethesda nach W. Donuil holen, um dort den Grafen zu behandeln, an dem die gelehrten Aerzte vergebens ihre Kunst versucht haben.“

„Nicht hat man nicht rufen lassen“ bemerkte der Bader in halb beleidigtem, halb wichtigem Tone.

„Wahrscheinlich,“ erwiderte der Wirth, der ein Vergnügen daran fand, seinen Freund zu niden, „wahrscheinlich, weil man kein Vertrauen in eine Ihrer vier Kuren setzt.“

„Da hat man sehr Unrecht, mein Freund; denn ich glaube, daß gerade meine Kur dort helfen würde. Natürlich muß man erst den Patienten sehen, so viel aber kann ich von vorn herein sagen, daß ein Aderlaß und ein Aderstich dort Wunder thun würden. . . . Apropos, woher wissen Sie, daß der Doktor Rodenburg wieder da ist?“

„In der vorigen Woche war der Koch des Grafen hier, um Einkäufe für Küche und Kammer zu machen, wahrscheinlich, weil man dort Besuch erwartet. Er theilte mir mit, daß Habicht nach Bethesda sei, um den jungen Arzt zu holen, und daß man denselben schon am nächsten Tage erwartet.“

„Es ist ein eigenes Ding mit der Krankheit des Grafen,“ versetzte der Bader mit sehr bedenklicher Miene, indem er Messer und Gabel niederlegte und beide Hände auf die Knir stützte. „Ein sehr merkwürdiges Ding.“ wiederholte er. „Wissen Sie, daß einer seiner Postbeamten, welchem ich neulich eine Schußwunde verband, die ihm von einem Wildbilde beigebracht war, behauptete, der Graf sei verheiratet?“

„Verheiratet?“ wiederholte der Wirth spöttisch. „Wie kann man so abergläubisch sein?“

„Hier ist von Aberglauben keine Rede, mein Freund Knog; hier handelt es sich um Thatsachen. Die Krankheit beginnt, wenn die Hege — Sie wissen ja von der

Erklärung für seinen Angriff auf die Afghanen abgegeben, wie die russische Regierung gerechte Gründe für die Anwesenheit ihrer Truppen innerhalb des streitigen Gebietes angeben habe. „Daily News“ erzählt, die Regierung habe seit letztem Donnerstag keine weiteren Depeschen aus Petersburg empfangen. Es sei jedoch kein Grund vorhanden, die Situation als weniger hoffnungsvoll anzusehen. — Heute findet wiederum ein Kabinetstisch statt. — Dem „Standard“ wird aus Tarpul vom 7. d. M. telegraphirt. Wir erhielten die Meldung, daß die Russen das Murghab Ufer entlang vorrücken. — Für die Mittheilung des Standardkorrespondenten, der sich bei der russischen Mission aufhält, liegen anderweitige Beschäftigungen bis jetzt nicht vor. — Wie eine Depesche aus London mittheilt, sollen die Gesandten in China und Australien durch Banzerschnelle verhaftet werden; behufs Vervollständigung der Ausrüstung für die neuen Kreuzer „America“ und „Oregon“ wurde in mehreren Werkstätten des Arsenal von Woolwich auch gestern gearbeitet. Als Befehlshaber eines zu bildenden Ostsee-Geschwaders wird Admiral Hornby genannt. Nach den im Kriegsministerium aufgestellten Anschlägen würden für den Dienst im Ausland 52 672 Mann Truppen von allen Waffengattungen disponibel sein.

Afghanistan.

Während die Engländer bemüht sind, sich den Emir von Afghanistan, Abdul Rahmann, zu ihren Zwecken einzufangen, versuchen die Russen einen anderen Coup. Es existirt nämlich in dortiger Gegend ein gewisser Ghab Khan, der sich berechtigt glaubt, Ansprüche auf Herrschaft über die Afghanen zu haben. Auf diesen lauchten nun die Russen einzuwirken, damit er den günstigen Moment zu einem Putsch benutze. Nach den neuesten Nachrichten ist die Sache aber schief gegangen. Wie das Reutersche Bureau sich aus T. E. B. an melden läßt, ist Ghab Khan nach Auffindung eines Briefwechsels verhaftet und nach der Zitadelle abgeführt worden. Die persischen Behörden nahmen sein Haus in Beschlag. Jedenfalls hat Vershen durch die Verhaftung Ghab's gezeigt, daß es in seinem Interesse findet, in der bereits so verwickelten Lage Afghanistans neue Zwischenfälle möglichst fern zu halten.

Amerika.

Der Zustand in Kanada hat sich von der Provinz Manitoba aus allmählich fast über sämtliche nordwestliche Territorien verbreitet. An der Bewegung, die ursprünglich unter der Richtungsbeobachtung begann, nehmen gegenwärtig zahlreiche Indianerstämme und in einigen Distrikten auch die weißen Ansiedler Theil. Battleford ist von 1000 Indianern umgeben, ebenso Fort Pitt und andere Plätze. Aus Fort Wapiti, einem Grenzposten im Alberta-Territorium, unweit der Grenze der Vereinigten Staaten, wird gemeldet, daß dort sämtliche Indianer auf dem Kriegspfade sind. Die Grosbeere, Biegane und Blutindianer haben ein Bündniß geschlossen und marodiren im Lande, wobei sie Vieh tödten, Pferde stehlen und das Leben der Ansiedler bedrohen. Sie sagen, sie beabsichtigen sich viel, dem Führer der aufständischen Halbblutindianer, anzuschließen, dessen Emisäre unter ihnen weilen. Ein Telegramm aus Swift Current meldet, daß ein Haufen Cree-Indianer einen Kriegszug hielt und die Stadt plünderte. Die Ansiedler haben sich in der Eile der Sicherheit halber nach Moorhead geschickt worden. Aus Ottawa meldet ein Telegramm von gestern, daß der Häuptling der Blackfoot-Indianer, Crowfoot, bei der Regierung telegraphisch angefragt, daß er an dem Kriege gegen die Weißen nicht theilnehmen werde. General Middleton ist in raschem Vormarsch gegen die Aufständischen; man erwartet schon in den nächsten Tagen einen Zusammenstoß derselben mit dem Feind. Die Provinz Manitoba ist durch einen Einfall von Indianern aus der nordamerikanischen Union heimgeheuchelt; mehrere Stämme sind plündernd durch das Land. Von Winnipeg aus wurden Truppen gegen dieselben abgeordnet. — Eine Depesche aus La Libertad (Central-Amerika) meldet, der Friede zwischen San Salvador und Honduras sei unterzeichnet, Honduras habe sich der Allianz gegen Guatemala angeschlossen, die Truppen beider Staaten rücken von mehreren Seiten gegen die Stadt Guatemala und wurden von der Bevölkerung freundlich empfangen. — Nach einer der „St. Louis-Zeitungen“ in St. Louis zugegangenen Depesche aus Mexiko hat der Kongreß von Guatemala Simbaldi zum provisorischen Präsidenten der Republik ernannt.

Parlamentarisches.

76. Plenar-Sitzung des Reichstages. Dienstag, den 14. April 1885, Nachmittags 1 Uhr. Tagesordnung: Berathung der Petitionen, welche, als zur Erörterung im Plenum nicht geeignet erachtet, zur Einsicht im Bureau niedergelegt sind. — Fortsetzung der zweiten Berathung des Entwurfs eines Gesetzes, betreffend die Abänderung des Zolltarifgesetzes vom 15. Juli 1879.

Alten, die um diese Zeit die Gegend durchstreift — sich dem Schlosse nähert.“

Mr. Knog lachte laut auf.

Plötzlich aber unterbrach er sein Lachen; er legte die Finger auf die Stirn, als bestimme er sich auf etwas.

„Hören Sie, Freund Bader,“ sagte er, „wenn auch die Geschichte von dem Berheuten des Grafen pure Abergläubigkeit ist, so hat es doch mit der Bettlerin irgend etwas auf sich. Sollte man meinen, daß die Bettlerin Freunde, vornehme Freunde hat?“

„Vornehme Freunde? . . . Nun, dann muß ich's bewundern, daß man meinen sollte, sie hätte längst erfroren und wie ein Eisklumpen zusammengeballt gefunden sein müssen. Wenn sie vornehme Freunde hat, so könnten diese sie wohl vor der äußersten Noth schützen.“

„Wenn ich sage, sie hat Freunde, so meine ich damit, daß es Leute giebt, die sie gern unterstützen möchten für den Fall, daß sie ihren Aufenthalt kennen. Es sind jetzt gerade zwei Jahre; damals wohnte Mr. Rodenburg noch bei mir, da erschienen hier zwei junge Herren in der Kleidung der Offiziere unseres inländischen Freiwilligen-Regiments und erkundigten sich sehr angelegentlich nach der Alten; und vor einem Jahre — es war gerade am dem Abend, als man Mr. Rowland zu Protokoll nahm — Sie erinnern sich, Bader?“

„In derselben Nacht starb er.“

„Wichtig! Da waren dieselben Herren wieder hier, und wieder erkundigten sie sich ganz genau nach der Bettlerin oder nach der schwarzen Hege, wie sie hier allgemein genannt wird. Ich mußte ihnen die Persönlichkeit beschreiben, wußte ihnen sogar sagen, wann sie in dieser Gegend gezeht worden, wo sie sich wahrscheinlich Weise aufhält und so weiter. Wenn sie die Alte gefunden hätten, so bin ich überzeugt, sie hätte nicht mehr nöthig, umherzuirren. Die jungen Herren sahen sehr nobel aus.“

„Was kann aber zwei Kavaliere veranlassen, mitten im Winter in diesen Gegenden nach einer Bettlerin zu suchen?“ versetzte der Bader ungläubig.

lokales.

Die am Kupfergraben unmittelbar am Stadtbahn-Bladukt belegene Schiede, ein altes Gebäude, wird, dem „Berl. Tabl.“ zu Folge, voraussichtlich die Veranlassung zu einem Prozeß geben. Man hat sich dieses längst verfallene, zur Zeit herrenlosen Gebäudes jetzt erinnert, da dasselbe wegen einer an dieser Stelle projektierten Brücke über den Kupfergraben entzogen werden muß. Bisher hat sich der Fiskus für den Eigentümer dieses Grundstücks gehalten und in diesem Eigenthum sogar einen Theil derselben an die Stadteisenbahn für 33 000 M. verkauft. Bei dem jetzt eingeleiteten Enteignungsverfahren haben sich aber aus den über das Grundstück beim Polizeipräsidenten geführten Akten sehr gewichtige Anhaltspunkte darüber ergeben, daß nicht der Fiskus, sondern der hiesige im Jahre 1831 verstorbene Schmiedemeister Hartmann der Eigentümer dieses Grundstücks gewesen ist. Sein hier lebender Sohn und einziger Erbe, der Maschinenbauer Hartmann, welcher von dem eingeleiteten Enteignungs-Verfahren amlich Nachricht erhalten, hat einen Rechtsanwalt mit dem Wahrspruch seiner Rechte beauftragt. Gelingt es dem Sachwalter, das Eigenthum seines Klienten an diesem Grundstück zu beweisen, so hätte der Fiskus den von der Stadt Eisenbahn für einen Theil dieses Grundstücks erhaltenen Kaufpreis von 33 000 M. an den p. Hartmann herauszugeben. Gerichtliche Grundakten sind zur Zeit über das fragliche Grundstück noch nicht ermittelt.

b. Im Thiergarten hat sich eine Anzahl von Habichten eingekerkert, welche dem Vogelwarte daselbst höchst gefährlich wird. Sie haben einfach Krähen aus ihren Nestern vertrieben und von denselben Besitz genommen. Auf manchen Bäumen sitzen fünf Habichtpaare. Namentlich stark haben sie sich hinter der Rousseau-Anselt, bei der Hofsäger-Allee und vor Schloß Bellevue angeheilt. Den ganzen Tag über tobt in den Wäldern ein Kampf auf Tod und Leben zwischen Habichten und Krähen, wobei bald die Krähen, bald die Habichte unterliegen. Die Eingeborgel sind durch diese täglich tobenden Schlächen sehr verschüchtert. Was ihnen in den Busen kommt, nehmen die Habichte für ihre Brut, bald eine Drossel, bald einen Fink und selbst Sperlinge. Ein gründlicher Abschuh der Habichtnester ist jetzt dringend Noth. Durch Klettern sind sie nämlich schwerlich zu erreichen, da sie sich nur auf ganz hohen Bäumen befinden.

Was ist ein Stadtwachmeister? Bei Gelegenheit der Wahl des früheren Stadtordeordneten Donny zum Stadtwachmeister sind vielfache Anfragen an uns über die Stellung dieses Beamten eingegangen. Zu dieser Kategorie von Beamten werden in der Regel Bürger gewählt, welche in den früheren Jahren sich um die Kommune durch Bestellung unbesoldeter Aemter besonders verdient gemacht haben und deren Vermögensverhältnisse derartige geworden sind, daß dieselben eine Beschäftigung einer Aufbesserung bedürfen. Den Stadtwachmeistern liegt vornehmlich die Pflicht ob, Feuerlass-nachträge einzusehen und den Rathmeistern bei Abschätzung von von Feuerlöschungen behilflich zu sein. Ihr festes Gehalt beträgt jährlich 100 M. und außerdem erhalten sie 1/2 pSt. von den durch sie eingesetzten Kostenbeiträgen, so daß die Einkünfte eines solchen Mannes nach der Aufhebung eines größeren oder kleineren Reviers messen. In der Regel erhalten die Neueingestellten die kleinen Reviers, die immerhin ein Einkommen von 15—1800 M. jährlich abwerfen.

b. Auf der Vogelwiese in der Pionierstraße giebt es kein Bier. Das riesige Restaurationsgelände in der Mitte des Platzes liegt verödet da. Die Bäcker hatten zwar für die Wintermonate die Konzeßion und schänkten auch am ersten und zweiten Okerfeiertage, am dritten Tage aber kam die Polizei und inhibirte den Ausschank. Alle Bemühungen, die Konzeßion zu erlangen, sind bisher vergeblich gewesen, trotzdem das Bedürfniß zweifellos da ist, und das Verhalten der Tausende von Besuchern ein musterhaftes genannt werden muß.

b. Der russisch-afghanische Zusammenstoß hat hier eine Anzahl Füllimenten im Gefolge gehabt. Namentlich wird ein größerer Spekulant, Namens B., genannt; er spricht von einigen Millionen und der Risikoidenschaft eine große Bank. Die Londoner Banquiers haben unsere Papiere dieses mal ordentlich hineingelegt. Sie hatten schon drei Mal über als die englische Regierung Nachricht von dem Zusammenstoß bei Venedig und sandten große Verkaufsbordere nach Berlin, dessen feste Tendenz sie sich zu Nuzen machten. Diese Leute betrüht eben der Eine den Andern, und man nennt man handeln.

N. In Betreff des verhafteten „Gewerke-Herrmann“ wird uns mitgetheilt, daß derselbe mit der Freikau von W. . . . burg, in den meisten Blättern war dieselbe fälschlich als Gewerke bezeichnet, in näher verwandtschaftlicher Beziehung gekannt hat. Der ehemalige Rittergutsbesitzer Herrmann hat durch glückliche Geschäftsoperationen nicht nur das ihm von seinem Vorgesetzten dem Freiherrn von Ralsburg übergebene Vermögen in Höhe von 300 000 Thaler verloren, sondern

„Das weiß ich nicht; die Thatsache aber ist nicht bezweifel.“

„Vielleicht eine Laune. Sie werden dieselbe Nähr gehabt haben, die ich gehört habe, nämlich, daß sie eine Hege und die Reugier treibt sie, sie zu sehen.“

„Kann wahr sein! Ich behaupte aber, es steckt mehr dahinter, denn aus bloßer Reugier unterzieht man sich einer Winterreise in diese Gegend nicht. . . . Noch eine Flasche gefällig, Freund Bader?“

„Ich schlag's nicht ab, Freund Knog. Bei der Schwere meines Berufes, namentlich bei solchem Wetter kann man wohl ein Uebrigtes thun und noch eine Flasche nehmen.“

Der Wirth erhob sich von seinem bequemen Sitz am Kamin, um nach dem Büffet zu gehen, als er auf dem halben Wege stehen blieb. Durch die Schneewolken, der Wind an dem Fenster vorbeizogte, sah er draußen schattenhaften Umriß eines Reiters. Ein Reiter bei solchem Wetter, an diesem Orte, war eine so merkwürdige Erscheinung, daß man es Mr. Knog nicht verargen konnte, wenn er, ehe er dem Bader die zweite Flasche vorsetzte, ans Fenster eilte, um das sonderbare Phänomen genau in Augenschein zu nehmen.

Sein Erschaunen wuchs um ein Bedeutendes, als den Reiter vor der Thür seines Gasthauses halten und steigen sah.

Sogleich eilte er hinaus, dem Gaste entgegen zu gehen, lehnte gleich darauf zurück in Begleitung eines jungen Mannes von hohem, schlanken Wuchs, melancholisch ernsten Zügen, einem bleichen, lumeroollen Antlitz, zu dem Blasse der volle braune, herabhängende Schaurbart einen angenehmen Kontrast bildete.

„Das ist einer der Herren,“ sagte der Wirth, seinem neuen Gast dem Bader vorstellend, die sich nach der schwarzen Hege erkundigten, der Herr Baronet O'Brian.“

Dann wandte er sich an diesen. „Dieser Mann hier ist nämlich unser Arzt, weiß er von der Frau, nach welcher Sie sich erkundigen, vielleicht auch als ich, und von ihm können Sie genauere Auskünfte erhalten. . . . Wollen Sie die Güte haben, hier am Kamin

das enorme Vermögen der Freiin von Ralsburg in unglücklichen Geschicksspekulationen zugelegt. Ganz ohne Mittel kann jedoch Herrmann in letzter Zeit nicht gewesen sein, da es ihm gelang, einen in der Belle-Alliancestraße 106 wohnenden Herrn zur Vergabe von 24000 Mark zu bewegen, welche Summe ebenfalls verschwunden ist.

Pseudo-Telephon-Beamte. Zwei junge Männer kamen am 7. d. Mts. zu einer in der Markstraße wohnenden Wittwe und erbat sich den Schlüssel zum Hausboden, indem sie angaben, von der Post beschäftigte Telephonarbeiter zu sein und im Auftrage der Behörde beschäftigte Telephon-Arbeiter zu sein und im Auftrage der Behörde die auf dem Dach befindlichen Telephondrähte besichtigen zu müssen. Die Frau gab ihnen den Schlüssel und beide Männer begaben sich nach dem Boden, erbrachen da einen Privatbodenverriegelungsapparat und erzielten sich einen Stand Beilen an, mit welchem sie sich ungehindert emporstiegen. Am folgenden Tage wurde einer der Diebe ermittelt und zur Haft gebracht. Gestern wurde sein Komplize, ein Dachbeder, festgenommen und heute gleichfalls zur Haft gebracht. Beide Verhaftete waren niemals bei den Telephon-Arbeiten beschäftigt gewesen.

N. Der mysteriöse Vorfall am Döyow-Ufer ist vorläufig immer noch nicht aufgeklärt. Trotz aller polizeilichen und privaten Recherchen war es bisher immer noch nicht festzustellen, ob ein Unglücksfall oder vielleicht ein Verbrechen vorliegt; festgestellt dürfte nur sein, daß der Ertrunkene ein in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung beschäftigter Bozenfänger, Franz Wieland, nicht selbst den Tod im Wasser gesucht. Nach Aussage der Mutter hat sich der 16jährige junge Mensch an dem quers. Tage bis Abends 11 Uhr in dem Restaurant von Aldeuslich, Döyowstraße 3, aufgehalten. In vollständig zurechnungsfähigem Zustande hat sich Franz Wieland in Begleitung des am Döyowufer wohnenden Schriftsetzer Boag um 11 Uhr Abends entfernt, um sich nach seiner in der Rothenstr. 37 belegenen Wohnung zu begeben. Alles weitere bekannte beschränkt sich auf die Aussagen des p. Boag, die sich aber in einigen nicht unwesentlichen Punkten ganz auffallend widersprechen. Während Boag der Mutter des Ertrunkenen gegenüber geäußert hat, bereits am Döyowplay von ihrem Sohne sich getrennt zu haben, und über dessen weiteren Verbleib nichts zu wissen, gab er der Polizei gegenüber an, daß er mit dem Wieland, der seinen Haus Schlüssel bei sich gehabt hätte, bis vor seine Wohnung Döyow Ufer 24 gegangen wäre, in der Absicht, seine eigenen Angehörigen herabzurufen, und dann den W. bei sich zu beherbergen. Erst, nachdem das Haus ungeöffnet blieb, will er sich entschlossen haben, mit W. hinter einer dort stehenden Bank zu nächtigen, von wo W. auf ihn unbekannte Art und Weise verschwand sein soll. Er behauptet erst später vom Wächter gewacht worden zu sein, der ihm mittheilte, daß Jemand ins Wasser gefallen. Einiges Licht in der Angelegenheit dürfte möglicherweise nur durch die Aussage eines bisher noch nicht ermittelten Droickenslufschers zu bringen sein; dieser Droickenslufschers soll nämlich gegen den dort stationirten Revierwächter geäußert haben, daß er gehört, wie ein Mensch ins Wasser gefallen und dann, nachdem der Wächter sich dorthin begeben, weiter gefahren sein. Die unglückliche Mutter bittet uns, noch mitzutheilen, daß sie die Kosten für das Auffuchen der Leiche mit 25 Reichsmark aus ihrer Tasche bestritten, was ihr um so saurer gefallen, da ihr Mann als Leichenlufcher bei der jüdischen Gemeinde monatlich nur 10 Thaler verdient.

Central-Theater. Die gestern im Central-Theater stattgefundene 167. Aufführung des „Wolfer-Königs“ ging wiederum vor vollständig ausverkauftem Hause in Szene und rief die lustige Gefangenschaft oft wahre Beifallstürme des animirten Publikums hervor.

N. Eine aufregende Szene, die wiederum auf das polizeimäßige schnelle Fahren eines Wagens zurückzuführen ist, spielte sich gestern Mittag am Königsbor ab. Ein in der Greifswalderstraße wohnender Grünstrahmhändler kam um die angegebene Zeit mit seinem Fuhrwerk die Neue Königstraße vom Alexanderplatz her so schnell herabgejagt, daß er Passanten und anderes Fuhrwerk schon auf der ganzen Strecke in die höchste Gefahr gebracht hatte. Am Königsbor versuchte er unmittelbar vor einem Pferdebahnhof der Ringbahn vorbeizufahren, fuhr aber, da der Pferdebahnhof nicht mehr gedreht werden konnte, direkt in denselben hinein, während die eine Seitenwand und die Fensterscheiben des Tramways zertrümmert wurden, rannte das Pferd selbst mit dem Kopf gegen den Wagen und stürzte zu Boden, wobei ihm der eine Vorderfuß von dem weiter rollenden Pferdebahnhofswagen vollständig zermalmt wurde. Die Passagiere des Pferdebahnhofwagens kamen glücklicherweise sämtlich ohne Verletzungen davon, der Wagen selbst aber mußte auf dem nächsten Depot außer Betrieb gesetzt werden. Das mit gedrohenem Fuße auf der Straße liegende Pferd konnte erst nach einiger Zeit von dem Wagen der Abdeckerlei fortgeschafft werden.

N. Auf offener Straße verstorben. Von einem jähren Tode wurde gestern Vormittag ein 31-jähriger anständig gekleideter Herr im Lustgarten ereilt. Derselbe brach dort plötzlich demuthlos zusammen, wo er bereits nach wenigen Minuten

verstarb. Passanten brachten den Unbekannten nach der Schloßapotheke, wo Wiederbelebungsbemühungen angestellt wurden, die aber ohne Resultat blieben. Auf Anordnung der Polizei wurde der Unbekannte behufs event. Rekonnostrierung nach der Morgue geschafft.

N. Sturz in's Wasser. Ein unfreiwilliges Bad nahm gestern Mittag an der Ocanienbrücke eine seit Jahren dort bekannte Persönlichkeit nämlich ein dort stationärer Zeitungsbedienter. Derselbe hatte sich auf der zum Wasser führenden Treppe hinunterbegeben, um sich die Hände zu waschen, hatte hierbei aber das Gleichgewicht verloren und war so kopfüber in's Wasser gestürzt. Auf seine Hilfe eilten Passanten herbei, denen es gelang, den Verunfallten an's Land zu ziehen und nach seiner in der Reichenbergerstraße belegenen Wohnung zu schaffen.

Gerichts-Zeitung.

7. Die vierte Schwurgerichtsperiode des Landgerichts I. begann gestern unter dem Vorsitz des Landgerichtsdirektors Schenk und hatte sich als erste Sache mit einem Verbrechen im Amte zu beschäftigen. Der Beschuldigte von öffentlichen Urkunden, resp. der Anstellung dazu beschuldigt, befanden sich der Diätar Friedrich Albert Nielenz und der Garderobenhändler Johannes Biegelowsky auf der Anklagebank. Der erste Angeklagte war seit dem 1. Mai 1878 als sogenannter „ambulante Bureaubeamter“ beim Polizeipräsidium angestellt und als solcher verurteilt. Der zweite Angeklagte, welcher sein Geschäft in der Jägerstr. 63 betreibt, ist bereits mehrfach mit dem Strafgesetzbuche in Konflikt gerathen und im November v. J. schwebte wiederum ein Strafverfahren gegen ihn. Um nun, den aus seinen Vorstrafen resultierenden Konsequenzen zu entgehen, wählte er auch den ihm bekannt gewordenen Nielenz durch Versprechen einer Belohnung von 50 M. dergestalt einzuwickeln, daß dieser die Vorakten des Biegelowsky, welche sich in der 4. Abteilung der Registratur des Polizeipräsidiums befanden, heimlich an sich nahm und dieselben dem Biegelowsky in dessen Wohnung übergab, woselbst dieser die Akten in der Küche den Flammen überlieferte. Der Angeklagte Nielenz, welcher früher im Sinne der Anklage geständig gewesen, widertief dies Geständnis in Verhandlungsterminen. Er will den Mitangeklagten J. früher nicht gekannt haben und sei zuerst durch einen Handelsmann Biesch zu einer Zusammenkunft mit dem Letzteren im „Schützenlied“ bezogen worden. Bei dieser habe J. ihm vorstellig gemacht, daß ihm sehr viel daran gelegen sei, seine Vorakten aus der Welt zu schaffen, worauf er, Nielenz, demselben geantwortet habe, daß das betreffende Strafregister noch an drei anderen Orten verzeichnet stünde. Trotzdem habe J. darauf gedrungen, einen Einblick in die auf dem Polizeipräsidium befindlichen Akten zu thun und schließlich sei er schwach genug gewesen, ihm zu willfahren. Als er dem Biegelowsky die betreffenden Akten, aber lediglich zur Einsicht — nach dessen Wohnung gebracht habe, da hätte ihm derselbe die Papiere mit der Anweisung „So erlauben Sie doch mal“ fast mit Gewalt aus der Hand gerissen und sei damit nach der Küche geeilt. Als er ihm, nach einigen Augenblicken der Bestürzung gefolgt sei, da hätte J. die Akten bereits in's Feuer geworfen. Der Letztere widertief ebenfalls das früher gemachte Geständnis und schuldete die Vorgänge im Wesentlichen wie der Mitangeklagte Nielenz. Die Beweisaufnahme konnte zwar einen direkten Nachweis für die Schuld der Angeklagten nicht erbringen, jedoch hielt der Staatsanwalt die belastenden Momente für so gravirend, daß er seiner Ueberzeugung Ausdruck verlieh, die Geschworenen würden die Schuldfragen bejahen. Die Vertheidiger, Rechtsanwalt Sello für Nielenz und Dr. Friedmann für Biegelowsky plaidirten mit großer Wärme für die Freisprechung ihrer Klienten und führten aus, daß Nielenz in der That nur die Akten für eine kurze Zeit aus dem Depot habe entnehmen wollen und somit keineswegs nur ein Diebstahlsvergehen vorliege. Die Geschworenen bejahten auch nur die Schuldfrage, welche von der vorläufigen Vernichtung der Urkunden durch den Angekl. Biegelowsky handelte, worauf der Staatsanwalt gegen denselben ein Jahr Gefängnis, gegen Nielenz die Freisprechung beantragte. Der Gerichtshof reduzirte das beantragte Strafmaß aber bedeutend, denn J. wurde wegen Vergehens gegen die öffentliche Ordnung zu drei Monaten Gefängnis verurtheilt.

Unter der Anklage des Betruges hatte sich gestern der Schriftsteller früherer Redakteur der „Berliner Vorwärts-Zeitung“ Herrmann Reinhold Meyer vor der 91. Abteilung des hiesigen Schöffengerichts zu verantworten. Der Angeklagte ist mit Herrn Oswald hier bekannt geworden, und hat sich diesem gegenüber erboten, diverse Reklamen zur Abwehr der gegen die Reichlichen Weine erhobenen Angriffe in verschiedene Zeitungen zu lanciren. Der Herr Oswald versprach dem Angeklagten ein Honorar von 50 Mark, welches aber erst nach Einlieferung der Beträge bezahlt werden sollte. Da es dem Angeklagten mißlang, die betreffende Notiz anzubringen, da er aber andererseits auf die ihm in Aussicht gestellte Belohnung nicht gern verzichten wollte, so veröffentlichte er die Reklame in die von ihm

redigirte „Berl. Vorwärtszeitung“, schnitt aus verschiedenen Exemplaren den betr. Satz aus, bezeichnete auf den Ausschritten diejenigen auswärtigen Blätter, in denen hier eine Publikation getätigt hätte, und sandte sie seinem Auftraggeber ein. Dieser ließ sich in der That auch täuschen und zahlte an den Angeklagten das vereinbarte Honorar. Erst später ermittelte er den gegen ihn begangenen Betrug. Der Gerichtshof billigte dem Angeklagten mildernde Umstände zu und verurtheilte ihn zu 50 Mark event. 5 Tagen Gefängnis.

Eine Privatklage des Kaufmanns M. Freund in Kottbus gegen den Herausgeber und gegen den Redakteur der „Deutschen Volks-Zeitung“, Max Liebermann v. Sonnenberg und Th. Schmidt, gelangte gestern vor der 90. Abteilung des hiesigen Schöffengerichts zur Verhandlung. In der Nummer des genannten Blattes vom 15. Juli v. J. war unter dem „Neuigkeiten von Außerhalb“ eine den Privatkläger in Inhalt und Form beleidigende Notiz veröffentlicht. Der Beleidigte brachte zunächst gegen die für den Artikel verantwortlichen Personen eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft an, welche ihn auf den Privatkläger verweise. Alsdann strengte er, da er die Wohnung des auf dem Blatte als Redakteur benannten Herrn Schmidt nicht ermitteln konnte, eine Privatklage gegen Liebermann v. Sonnenberg, und ließ, als er in dem Termin in der ersten Sache den zweiten Angeklagten ermittelte, die zweite Klage gegen diesen nachfolgen. Dieselbe ging am 14. Januar c. c. bei Gericht ein, und verfiel der Richter bereits unterm 15. desselben Monats die Zustellung der Klage an den pp. Schmidt. Der Vertreter des Klägers, Rechtsanwalt Stern, plaidirte auf eine strenge Bestrafung beider Angeklagten, wohingegen deren Vertheidiger, Rechtsanwalt Lindenberg, aus dem Preßgesetze die Nichtverantwortlichkeit des Liebermann v. Sonnenberg und bezüglich des Schmidt den Eintritt der Verjährung nachwies. Bereits am 14. Januar c. waren die 6 Monate Verjährungsfrist abgelaufen, wohingegen die erste richterliche Handlung gegen Schmidt erst am 15. erfolgte, also um einen Tag zu spät. Diesen Ausführungen entsprechend erkannte der Gerichtshof auf Freisprechung des ersten Angeklagten und auf Einstellung des Verfahrens gegen den zweiten unter Aufsehung sämtlicher Kosten auf den Privatkläger.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Wohlfahrteinrichtungen für Arbeiter. Unter diesem hochklingenden Namen macht folgendes Artikelchen die Kunde fast durch die gesamte deutsche Presse: „Von den deutschen Fabrikfirmen, die nach Angabe der Berichte der Fabrikinspektoren besonders für ihre Arbeiter sorgen, ist die Fabrik von C. B. Wille in Guben speziell erwähnenswerth. Die Fabrik, welche gegen 600 Arbeiter beschäftigt, besitzt eine Kranken- und Unterstüßungskasse, die während ihres Lebensjahrs Bestehens eine Gesamtentnahme von 19960,80 M. und eine Gesamtausgabe von 15474,11 M. aufzuweisen hat. Mit der Verwaltung der Krankenkasse ist die eines Unterstüßungsfonds verbunden, von dem Inhaber der Firma durch Hinterlegung von 15000 M. vierprozentige Preussische Konsole bei der Reichsbank gestiftet. Sämtliche Arbeiter und Arbeiterinnen sind gegen kassipflichtige Unfälle versichert. Seit dem November 1878 besteht für die Arbeiter eine freiwillige Sparkasse. Ferner ist eine Bibliothek, eine Kinderbewahranstalt und ein Kinderkrankenhaus errichtet worden. In der Flachsgarnspinnerei von Megerotto u. Co. zu Suckau bei Neustädtehl i. Schl. erhalten sämtliche Arbeiter jeden Morgen eine Hühnersuppe unentgeltlich verabreicht. Weiter besitzt die Fabrik ein zweistöckiges Logishaus, da ein großer Theil der Arbeiter bis zwei Stunden nach der Fabrik zu gehen hat. Anlässlich des 25jährigen Bestehens der Zigarrenfabrik von Fritz Leonhardt in Minden hat der Inhaber ein Kapital von 5000 M. zur Bildung einer Altersversorgungskasse für die Arbeiter und Arbeiterinnen seiner Fabrik überwiesen. Die Firma verpflichtet sich, so lange jährliche Beiträge zu zahlen, bis der Kapitalstock auf 60000 M. angewachsen ist. Die Firma David Peters u. Co. in Neviaes stiftet bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Geschäftsjubiläums ihren mannigfachen Wohlfahrts-Einrichtungen die Stiftung „Wohlfahrt“ hinzu. In einem unentgeltlich überlassenen und geeignet gelegenen Gebäudchen sollen die kleinen Kinder der in der Fabrik Beschäftigten beaufsichtigt und anregende Beschäftigung finden, die heranwachsenden Knaben Unterricht in Handfertigkeiten und sonstigen nützlichen Können, die jungen Mädchen aber Anleitung in weiblichen Handarbeiten und im Hauswesen genießen und die erwachsenen sich weiter fortbilden oder bei Erläute, Mühl und in sonstiger Weise gefällig vereinigen können. Das Gebäudchen ist mit zwei großen Terrassen und einem besonderen Schulgarten versehen. In dem letzteren hat jedes Kind sein eigenes Blumengärtchen. — Hervorragende Arbeiterwohlfahrteinrichtungen sind auch von der Reichlichen Bergwerkaktienverein (Regbeu Aachen) gestiftet worden. 140 Arbeiterwohnungen sind geschaffen worden. Außerdem ist eine Wohn- und Speiseanstalt erbaut, welche 400 Einzelarbeiter in Kost und Wohnung versorgen kann.

„Essen Sie und trinken Sie, Herr Baronet; ich habe bereits Befehl erteilt, Ihr Zimmer zu heizen und...“
„Kann ich ein anderes Pferd bekommen?“ unterbrach ihn der Baronet, ohne dem Wirth für seine Aufmerksamkeit zu danken.
„Ein anderes Pferd? Wozu das?“ fragte der Wirth, in neues Erstaunen versetzt, indem er die Flasche und das Glas, welche er in der Hand hielt, um dem Bader einzuschlecken, wieder auf den Tisch stellte.
„Um nach der Schlucht von Glenmore zu reiten.“
„Um Himmels Willen, Herr Baronet, das wollen Sie wagen?“ rief der Bader. — „Ich will es!“
„Wenn aber das Schneewetter bis morgen nicht aufhört?“
„Ich sehe noch heute meine Reise fort.“
Dem Wirth verlagten förmlich die Kniee den Dienst. Er sank auf den Stuhl und starrte einige Minuten den Fremden an mit einem Blicke, als wollte er sagen: Herr, Sie sind entweder nicht bei Sinnen, oder Sie sind der größte Tollkopf, der mir je vorgekommen.“
„D'ian beachtete aber das Erstaunen der beiden Anwesenden fast gar nicht. Mechanisch ergriff er das Glas Bunsch; nur wenige Bissen der Speisen kamen über seine Lippen.
„Nicht dünkt,“ nahm endlich der Wirth von Neuem das Wort, „mein Herr, Sie mühten die Schwierigkeit dieses Terrains eben so gut kennen, wie Unferner, denn Sie sind ja nicht zum ersten Mal hier, und wenn ich nicht irre auch hier zu Hause.“
„Nicht aus dieser Gegend!“ antwortete D'Brian kurz.
„Sie kamen das letzte Mal aus Inverness; ist's nicht so? Ihr Freund begleitete Sie damals.“
„Ganz recht! Ich kam von Inverness, und komme auch diesmal von dort her.“
„Wenn ich Ihnen rathen kann, so schieben Sie wenigstens die Nachforschung nach der Alten, wenn Ihnen wirklich so viel daran liegt, sie zu finden, hinaus bis das Wetter günstiger ist, nur bestehen Sie jetzt darauf. Junge Leute, in ihrem Alter, machen sich von den Gefahren einer solchen Reise niemals die rechte Vorstellung.“ (Fortf. folgt.)

Platz zu nehmen? — Mein Himmel. Sie müssen ja ganz erfroren sein!“

Er war dem Fremden behilflich, den pelzbesetzten Ueberrock auszuziehen, rückte ihm dann einen Stuhl vor den Kamin zurecht, an demselben Tisch, an welchem der Bader saß. D'Brian nahm auf demselben Platz; er schien aber gegen die wohltuende Wärme, die der Kamin ausstrahlte, eben so unempfindlich zu sein, wie vorhin gegen die eifige Kälte da draußen.

Ein Gegenstand beschäftigte ihn, der ihn die Unbehaglichkeit der Situation da draußen vergessen und die Annehmlichkeit des Zimmers nicht empfinden ließ, sondern ihn völlig in Anspruch nahm.

Seine erste Frage, als er Dr. Knox im Hausflur begegnete, war nach der Bettlerin gewesen, und dies war die Veranlassung, weshalb ihn Dr. Knox sogleich an den Bader verwies.

„Mein Freund Knox,“ sagte dieser, „erzählte mir soeben, daß Sie ein besonderes Interesse nehmen an der Bettlerin, die wir hier die schwarze Orge nennen. Ich wollte es nicht glauben, denn kein Mensch empfindet bei dem Anblick der Alten etwas Anderes, als ein geheimes Grauen. Ich warne Sie, Herr Baronet, nehmen Sie sich in Acht, wenn Sie ihr begegnen, daß Sie nicht auch beehrt werden, wie der Graf Ferguson McDonuil.“

D'Brian sah ihn mit zerstreuten Blicken an. Die Märchen, welche man sich über die Unglückliche erzählte, machten auf ihn keinen Eindruck und ließen ihn völlig gleichgültig.

Ohne darauf näher einzugehen, richtete er an den Bader die Frage:

„Ist sie auch in diesem Winter hier gesehen? Wissen Sie mir darüber etwas Genaueres zu sagen?“

„Um, ob sie gesehen ist? Natürlich ist sie gesehen; sie ist ja seit zwölf oder dreizehn Jahren immer um diese Jahreszeit hier. Ich sage Ihnen, Herr Baronet, Sie verschwenden Ihre Hülfe an eine Unwürdige; sie ist gar nicht so arm, wie sie aussieht, denn Leute, welche ihr begegnet sind, behaupten, daß sie um den Hals ein goldenes Kreuz und im Haar einen goldenen Pfeil trägt. Eine Bettlerin,

welche goldene Schmuckgegenstände besitzt, verdient das Mitleid nicht, wenigstens giebt es eine ganze Menge Armer — und an solchen fehlt es auch in unserer Stadt nicht — die Ihrer Unterstützung bedürftig wären.“

Auch dieser Erwähnung schenkte der Baronet keine Aufmerksamkeit. Er unterbrach die Ausführungen des Baders durch die kurze Frage:

„Wo ist sie geblieben?“

„Um, wenn Sie es durchaus nicht wissen wollen, und wenn Sie sich nicht wollen abrichten und belehren lassen,“ erwiderte der Bader, „so versuchen Sie's, sie aufzuspüren. Wie mir der Unterförster im Walde von McDonuil sagte, dem ich gestern die Schußwunde verband, die er durch Wildbiede erhalten, so soll sie in der Schlucht von Glenmore bei den Schmugglerhütten aufgetaucht sein.“

„Welchen Weg habe ich dahin einzuschlagen?“

Der Wirth und der Bader blickten den Mann eine Weile an, als ob sie an dessen Zurechnungsfähigkeit zweifelten.

„Welchen Weg?“ nahm endlich der Wirth das Wort, als ob er sich überzeugen wollte, daß er auch wirklich richtig gehört hätte.

„Nun ja; wie gelange ich nach der Schlucht von Glenmore und zu den Schmugglerhütten?“

„Ein Weg, Herr Baronet, existirt bei solchem Schneewetter im Hochlande überhaupt nicht, und einen Weg nach der Schlucht von Glenmore giebt es nicht anders, als über die Felsen, die das Gebiet McDonuil begrenzen. Zu Pferde werden Sie wahrscheinlich nicht weit kommen, und zu Fuß haben Sie, wenn Sie nicht vorher den Hals gebrochen haben. . . . Es ist wohl nichts weiter nöthig, als daß ich Ihnen das sage, um Ihnen klar zu machen, daß Sie von Ihrem Vorhaben, die Alte aufzuspüren, absehen müssen.“

Da der Baronet ganz und gar zu vergessen schien, daß er dringend der Erquickung und Erwärmung bedürfte, so hatte der Wirth in Erkenntnis dessen, was ihm nöthig war, bereits ein dampfendes Glas Bunsch vor ihm hingestellt und ein Frühstück servirt.

Die Direktion hat Arbeiterzüge eingerichtet. Die Arbeiter erhalten Kartoffeln und Kohlen unter Einkaufspreis, der Verein vergütet für jedes gegen Brotmarken entnommene achtstündige Schwarzbrot 10 Pfennige. Endlich verdient die bestehende Knopfschiff Erziehung, deren Gesamtvermögen Ende 1882 167 496,40 M. betrug. Weiter ist durch den Verein ein Krankenhaus errichtet worden, welches aus einem Mittel- und zwei Flügelgebäuden besteht. — So lautet das Artikelchen mit dem stolzen Namen: „Wohlfahrts-Einrichtungen für Arbeiter.“ — Wenn das Alles wäre, was im letzten Jahre in Deutschland auf diesem Gebiete geschehen worden ist, so wäre das blutwenig. Wir wollen zur Ehre der deutschen Fabrikanten annehmen, daß solcher Anstalten, gegen die man auch im Wesentlichen vom Standpunkte eines Arbeiters nichts einwenden kann, im letzten Jahre viel zahlreicher entstanden sind. Aber Wohlfahrts-Einrichtungen für Arbeiter sind dieselben in erster Linie nicht, sondern Wohlfahrts-Einrichtungen für die Unternehmer. Den größten Vorteil von solchen Einrichtungen haben nämlich die letzteren, weil sie sich dadurch einen festen Stamm von Arbeitern erhalten, die mehr leisten und bessere Arbeit liefern, wodurch dem Unternehmer ein höherer Profit erwächst, als die Summe beträgt, die er den „Wohlfahrts-Einrichtungen“ zuwendet.

Vereine und Versammlungen.

Zu der General-Versammlung der Berliner Maurer, welche am Sonntag, den 12. April, in der Androssstraße 21 stattfand, referierte Kollege Peter über die diesjährige Lohnbewegung. Derselbe bedauert, daß in jedem Frühjahr die ersten General-Versammlungen sich mit der Lohnbewegung zu beschäftigen haben; würden sich sämtliche Maurer dem Fachverein anschließen, so lämen wir entscheiden weiter. Er begründete dieses in der Hinweis auf das Programm, welches sich dieser Verein gestellt hat und machte es allen Maurern zur Pflicht, sich denselben anzuschließen. Redner weist sodann auf diejenigen Arbeiter hin, welche ihren Gesellen 35 und 37 1/2 Pf. pro Stunde zahlen, trotzdem überall anerkannt wird, daß die Forderung eines höheren Lohnes berechtigt sei. Sehr schädlich sei es ferner, wenn sich immer noch Kollegen dazu hingeben, Überstunden zu machen und Sonntags zu arbeiten. Nachdem noch in demselben Sinne die Herren Weise und Bedrendt gesprochen, wird zu einer Kommissionswahl von 7 Mann geschritten, deren Befugnisse dahin geben sollen, eine Selbstsammlung zum Streikfonds für diesen Sommer in's Leben zu rufen, sowie öffentliche General-Versammlungen zu veranstalten. Es wurden geräthelt die Herren: Kassel, Borksteinerstr. 10, Adens, Oppelnerstr. 42, Horky, Androssstr. 13, Raschke, Reichenendorferstr. 52, Bähn, Schmidtstr. 11, Heinitz, Steinmeyerstr. 58 und Schulz, Diefenbachstr. 72. Zu Referenten dieser Kommission wurden gewählt die Herren Godtmann, Schilling und Geißler. Den alten Bestand des Streikfonds gibt Herr Jänke auf 1541 M. 50 Pf. an. Von dieser Summe wurden den Kollegen Rathenow nach vorangegangenen 500 M., nochmals 500 M. bewilligt. Ferner wurde der neuen Kommission freigestellt weitere Untersuchungen zu veranlassen. Dann wurde folgende Resolution: 1. Die heutige Generalversammlung der Maurer Berlins und Umgegend erklärt mit allen gesetzlichen Geboten stehenden Mitteln die streikenden Kollegen unterstützen zu wollen; 2. mit allem Eifer für ihre dringlichen Interessen einzutreten, sowohl bei Lohnverhandlungen als auch bei sonstigen die Interessen berührenden Angelegenheiten; 3. Thätigkeit für eine gute Organisation einzutreten, um so schnell als möglich höheren Lohn und kürzere Arbeitszeit fördern zu können, einstimmig angenommen. Ein Antrag Behnt, nicht unter 25 Pf. zum Streikfonds beizutragen, wurde angenommen. Der Antrag mehrerer Herren, in aller nächster Zeit eine Versammlung einzuberufen, mit der Tagesordnung „Berichterstattung vom Kongress der Baubandwerker“ wurde ebenfalls angenommen und beschlossen, daß die neue Kommission die Versammlung zu Mittwoch einberufen soll. Nachdem noch eine vom Vorstehenden Herrn Heinitz verlesene Petition, betreffend Verbot des Markenstempels (einzufenden an den Reichstag) angenommen wurde, schloß derselbe die Versammlung.

Zu der öffentlichen Versammlung der Maler, welche am 12. d. M. Vormittags unter Vorsitz des Herrn Kreyerou in den Gratzwischen Bierhallen abgehalten wurde, hielt Herr Dvitz ein sehr befallig aufgenommenes Referat über die Frage: „Wie verhalten sich die Maler Berlins und Umgegend zu dem neu geschaffenen Verbands der Maler und verwandten Berufsgenossen?“ Referent erläuterte die Bestrebungen der Gehilfenschaft, mit den Innungsmeistern Hand in Hand zu geben zu gemeinsamen Wirken und Schaffen zum allgemeinen Nutzen. Alle diese Bestrebungen seien aber gescheitert an der feindseligen, den Interessen der Gehilfen widerstrebenden Haltung der Innungsmeister, deren Vereinerung den Gehilfen keinen Nutzen bringe, sondern vielmehr zum Schaden gereiche. Von der Innung sei daher auch noch nichts, die Interessen der Gehilfenschaft Förderndes geschehen, während die von letzterer gewählte Kommission die Gründung eines Verbandes der Malergehilfen über ganz Deutschland bewirkt hätte. Im eigentlichen Interesse jedes einzelnen Malergehilfen liege es daher, sich dem Verbands anzuschließen.

Darauf gelangte folgende Resolution zur Annahme: „Die heutige öffentliche Versammlung der Maler Berlins und Umgegend begrüßt den in Kraft getretenen Verband der Maler und verwandten Berufsgenossen mit Freuden und hofft hierin die Verbesserung ihrer Lage herbeiführen zu können. Die Versammelten beschließen daher, einen Gewverein zu gründen und werden dieselben dahin wirken, daß jeder Malergehilfe Berlins und Umgegend Mitglied des Gewvereins werde und verpflichten sich, fest zusammenzubalten und mit allen Kräften für die Verbesserung ihrer Lage einzutreten.“ Hierauf vollzog sich die Gründung eines Gewvereins. Auch sollen demnächst die notwendigen Schritte gethan werden, um den hier bestehenden Fachverein zum Beitritt zum Gewverein zu veranlassen.

Zu der Hauptversammlung der Central-Kranken- und Begräbniskasse für Frauen und Mädchen (Offenbach a. M.), Bewaltungsstelle Berlin, erfolgte die Abrechnung pro 4. Quartal. Die Gesamt-Einnahme betrug 12,233 M. 35 Pf.; die Gesamt-Ausgabe 10,892 M. 75 Pf. Soloch Bestand bleibt 1340 M. 60 Pf., davon sind verzinslich angelegt 300 M. — Nach Erteilung der Decharge an den Hauptkassier Herrn Schneider erfolgte, da dieser sein Amt niederlegte, die Neu-Belegung dieses Amtes und fiel die Wahl auf Herrn Schiehl, Wasserhorststr. 64, III, in Folge dessen Frau Schiehl aus dem Vorstande ausschied. In der Vorstand wurden ferner gewählt und zwar mit Ausschluß der Krankenkontrolle die Inhaberinnen der zeitigen Stellen, Frau Link, Wilhelmstr. 3, Hof III, Frau Meier, Fehrbellnerstr. 46, I und Frau Schneider, Nauynstr. 60 und übernahm somit die Kasse die Hauptarbeit für dieselben, welche bislang dem Hauptkassier zugefallen war. Ferner wurde der Vorstand vergrößert durch die Damen Kräulein Feutel, Frau Dewig, Kräulein Leonhardt Fr. Felauer, Fr. Maack, Fr. Rasch und Fr. Tiedemann. Hieran schloß sich die Beratung über zu stellende Anträge auf der am 3. und 4. Mai er. zu Frankfurt a. M. stattfindenden Generalversammlung. Es wurde beschlossen, zu beantragen, die Einrichtung von 2 Versicherungs-Klassen an Stelle der jetzt bestehenden einen und zwar: 1. Klasse, per Woche 25 Pf. Beitrag und 9 M. Krankenunterstützung, 2. Klasse (jugendliche Arbeiterinnen) pr. Woche 15 Pf. Beitrag und 5 M. Krankenunterstützung. Ferner: Zu den Versammlungen zwar Männern den Zutritt, jedoch keine Stimme zu gestatten. Auf der Generalversammlung werden 55 Städte vertreten sein.

Im Verein der Sattler und Fächergenossen, welcher am Sonnabend, den 11. d. Mts., Abends, in Gratzwischen Bierhallen, Kommandantenstraße 77/79, unter Vorsitz des Herrn Kachel seine regelmäßige Versammlung abhielt, erfolgte nach Vorlesung des Vierteljahrsberichts die Abrechnung für das erste Quartal des laufenden Jahres durch den Kassier Herrn Steindorf. Es ergab sich eine Einnahme von 311,70 M., eine Ausgabe von 163,1 M. und ein Bestand von 514,74 M. Hierauf hielt Herr Schuhmachermeister Engler einen interessanten Vortrag über den „Kampf ums Dasein“, der den Beifall der Anwesenden fand. Eine Diskussion über den Vortrag fand nicht statt. Unter „Verschiedenes“ machte Herr Kadel auf gewisse Mißstände im Verbringwesen aufmerksam, und bedauerte, daß es unter den Lehrherrn so viele gebe, die sich um die geistige Weiterbildung ihrer Lehrlinge nicht im geringsten kümmern; so habe er fürzlich bei einer Verbringprüfung konstatiert, daß die meisten der Geprüften nicht im Stande gewesen wären, einen kurzen schriftlichen Auslay (Vedenslauf) zu verfassen. Zum Schluß erinnerte der Vorsitzende außerdem noch daran, daß am nächsten Sonnabend in Buldermann's Saal, Kommandantenstraße, das vierte Stiftungsfest des Vereins stattfinden, und sprach die Hoffnung aus, daß die Kollegen sich recht zahlreich an dem Fest beteiligen und Alles thun würden, um einen fröhlichen und solennen Verlauf herbeizuführen.

Im Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter hielt am Sonnabend Herr Dr. Wurm über „die Erhaltung der Sehkraft“ einen ebenso interessanten wie an praktischen Belehrungen reichen Vortrag. Von den vielen Interpellationen, welche an den Vortragenden gerichtet und von demselben beantwortet wurden, war die, ob der seit einigen Jahren in den Klavierfabriken beim Polieren in Stelle des reinen Spiritus in Gebrauch gekommene mit Holzgeist versetzte Spiritus die Gesundheit überhaupt und insbesondere die der Augen schädigen könne, von überwiegend praktischer Bedeutung. Von mehreren Anwesenden wurde konstatiert, daß beim Polieren mit diesem versetzten Spiritus die Arbeiter Kopf- und Augenschmerzen bekommen, was bei Anwendung des reinen Spiritus nie der Fall gewesen. Herr Dr. W. gab dem Vorschlage, der gemacht wurde, die in Rede stehende Thatsache zur Kenntnis des Reichsgesundheitsamts zu bringen, seine Zustimmung. — Der Vorsitzende beehrte dann den Wortlaut eines Schriftstücks mit, in welchem Herr Dr. Wurm in Bezug aus den ihm zur chemischen Untersuchung übergebenen schwarzen Fournierstaub, von welchem die Arbeitsträume bei Bearbeitung der gezeigten Fourniere mittels Stahldrahtbürsten erfüllt werden, sein Gutachten dahin abgibt, daß dieser schwarze Fournierstaub aus Eisenoxyd in Verbindung mit Gallussäure, aus feinen, scharfen Holzspittem und Holzessigsäure bestehe und daß derselbe, anhaltend eingeathmet, auf die Gesundheit schädlich wirken müsse.

und daß die in Nobelschleifereien bereits angewendeten Schuttmittel (starke Ventilation und feuchte Schwämme in Nase und Mund) auch hier zu empfehlen seien. Nach kurzer Diskussion wurde der Vorstand beauftragt, eine Denkschrift über diesen Gegenstand ausgearbeitet und dieselbe dem Reichsgesundheitsamt mit dem Gesuche um Anordnung der geeigneten Schuttmittel zu unterbreiten. — Mitteilungen eines Kollegen über die Kommission und Mißstände in der homöopathischen Heilbatter eine lange Diskussion betreffend der Frage, wie die Schundkonkurrenz zu beseitigen und eine Besserung der Lohnverhältnisse herbeizuführen sei, zur Folge.

Die Auflösung des Fachvereins der Maschinenarbeiter und Berufsgenossen zu Gunsten der Anschlußes an die Berufsgenossen wurde von dem Vorsitzenden Herrn Günther, in der letzten Sitzung ausgesprochen. Bekanntlich hat der Verein sich dem Verbands deutscher Metallarbeiter (Sig in Mannheim) angeschlossen und sich als Mitgliedenschaft Berlin O. konstituiert. Die Vereinsstatuten gehen nach einstimmigen Beschluß in den Besitz des neuen Vereins über, der auch die geistige Erbschaft einer Anzahl noch schwebender Angelegenheiten des aufgelösten Vereins annahm. So gilt die Angelegenheit mit dem Meister Herrn Angermann ebenso wenig für erledigt als der Postfall Günther-Bühner (Kb-petition); diese letztere Sache soll weiter verfolgt werden, wenn auch in einer Entscheidung der Angeklagte Günther freigesprochen worden ist. — Die Abrechnung der letzten drei Monate soll demnächst erfolgen und veröffentlicht werden. Zum Schluß wies der Vorsitzende einen kurzen Rückblick auf die zweijährige Thätigkeit des Vereins und er konnte zu gutem Gewissen behaupten, daß der Verein jederzeit die Seriosität der Arbeit hochgehalten, daß er jederzeit, soweit es seinen schwachen Mitteln stand, unter Rumpf und Mühe die Rechte der Arbeit vertheidigt habe. Der unglückliche Ausfall des Streiks bei Krüger u. Hofmann habe seine Wirksamkeit leider beeinträchtigt und gelähmt, und deshalb habe er sich aufgelöst und der Centralisation angeschlossen im Interesse einer vielseitigeren, umfassenderen und wirkungsvolleren Thätigkeit. Mit einem Hoch auf die Metallarbeiter Deutschlands, in welches die Versammlung dreimal begeistert einstimmig, schloß der Vorsitzende diese letzte Sitzung.

Aufruf an die Metallarbeiter Berlins! Da die am Sonntag, den 12. d. M., in Meiß's Salon, Kommandantenstraße 71-72 von der Lohnkommission der Metallarbeitergenossenschaft einberufene öffentliche Versammlung wegen zu schwacher Beteiligung nicht abgehalten wurde, steht sich die Kommission veranlaßt, zum 15. d. M. eine neue Versammlung sämtlicher Metallarbeiter Berlins einzuberufen, und bitten wir die Metallarbeiter Berlins sich recht zahlreich an dieser Versammlung zu beteiligen, da die Tagesordnung von so einschneidender Wichtigkeit für die ganze Metallindustrie ist, so ist es Pflicht eines jeden Metallarbeiters in dieser Versammlung pünktlich zu erscheinen.

Arbeiter-Bezirks-Verein „Glückauf“. Den Mitgliedern zur Nachricht, daß am Mittwoch, den 15. d. Mts., Abends 8 Uhr, in Konrath's Salon, Wasserhorststraße Nr. 1, eine General-Versammlung stattfindet. Tagesordnung: 1. Geschäftliches. 2. Vortrag des Herrn Brechtmer, Krenzler über: „Berth und Wehmerz.“ 3. Anträge. 4. Verschiedenes und Fragelasten. — Neue Mitglieder werden aufgenommen. — Der sehr wichtigen Tagesordnung wegen ersucht der Vorstand die Mitglieder recht zahlreich und pünktlich zu erscheinen.

Arbeiter-Bezirksverein für den Osten Berlins. Die heute Abend 8 1/2 Uhr in Keller's Gesellschaftsalon, Androssstraße 21, stattfindende Versammlung werden die Mitglieder noch ganz besonders aufmerksam gemacht. Auf der Tagesordnung steht ein Vortrag des Stadtpolordneten Herrn Fritz Goerck über: „Die neue Baupolizei-Ordnung“, und bittet der Vorstand, das Interesse für diesen wichtigen Vortrag durch recht zahlreichen Erscheinen zu beweisen. — Neue Mitglieder werden aufgenommen, ebenso können alte eingeführt werden. — Abtretende Mitglieder werden nachdrücklich ersucht, ihre neuen Karten beim Kassier einzulösen.

Große öffentliche Versammlung der Schuhmachermeister und -Gesellen heute Abend 8 Uhr im Königsstädt. Kasino, Holzmarktstraße 72. Tagesordnung: Vorlage der Petition und Bredt derselben. Referent: Schuhmachermeister Engler. Besprechung der Lohnsätze. Verschiedenes. Eine Delegirten-Versammlung der Tischler, heute Dienstag Abend 8 1/2 Uhr, Alte Jakobstr. 37, stattfindet. Tagesordnung: 1. Kassendat. 2. Revisionsbericht. 3. Neuwahl der Revisionskommission. 4. Bericht der Lohnkommission über die momentane Lage unserer Bewegung. 5. Ausgabe der Tarifbogen für die Verhältnisse welche bereits über den Tarif oder den Tarif bezahlt erhalten. Delegirten müssen heute Abend am Plage sein.

Eine Versammlung der Tischler für N.-O. Enden Mittwoch, den 15. im Lokale zum Reichsadler, Landwehrstraße 40, Abends 8 1/2 Uhr stattfindet. Tagesordnung: 1) Die allernächste Zeit bevorstehende Durchführung der Minimaltarife. Referent Herr Ködel. 2) Die Zustände bei der Hochstefstraße 17. Referent Herr Krug. Herr Bröge, sowie dort arbeitenden Kollegen sind beifällig eingeladen.

Theater.
Königliches Opernhaus.
 Heute: Don Juan.
Königliches Schauspielhaus.
 Heute: Rosenkranz und Gendelein.
Deutsches Theater.
 Heute: Prinz von Romburg.
Bellealliance-Theater.
 Heute: Amerikanisch.
Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.
 Heute: Gasparone.
Central-Theater:
 Alte Jakobstraße 30. Direktor: Ad. Ernst.
 Heute: Der Walzerkönig.
Residenz-Theater:
 Direktion Anton Anno.
 Heute: Zum 12. Male: Der Kerpunkl. Hierauf: Die Schultzeinern.
Balthalla-Operetten-Theater:
 Heute: Der Feldprediger.
Louisenstädtisches Theater:
 Heute: Hurrab Germania!
Ostend-Theater:
 Heute: Der fliegende Holländer.
Wallner-Theater.
 Heute: Ein weißer Hahn.
Victoria-Theater.
 Heute: Sulfurina.
Alhambra-Theater.
 Heute: Die Gauner von Berlin.

Zur Nachricht!
 Mein Nähmaschinen-Geschäft und Reparatur-Werkstatt befindet sich jetzt
Saarbrückerstr. 6, neben Bötzw.
Emil Franke.

789
Danksagung.
 Für die rege Theilnahme beim Begräbnis meines lieben Mannes, insbesondere dem Bezirksverein des werth. Volkes der Schönhauser Vorstadt, sowie dem Arbeiter-Bezirksverein der Oranienburger Vorstadt und des Weddings und allen andern anwesenden Vereinen und Deputationen meinen tiefgefühlten Dank.
Louise Joseph, geb. Runkel.

General-Versammlung
 der freien Kranken- u. Begräbniskasse der Schuhmacher und Berufsgenossen Berlins (C. S.)
 findet Mittwoch, den 15. April, Abends 8 Uhr, im Lokale des Herrn Feuerstein, Alt-Jakobstraße 75, statt.
 Tagesordnung:
 1. Vierteljährlicher Kassendat. 2. Innere Angelegenheiten. 3. Verschiedenes. — Quittungsbuch legitimirt.
 797 Der Vorstand.

Central-Kranken- und Sterbekasse
 der **Maler** u. verw. Berufsgenossen Deutschlands (C. S. Nr. 71) Dienstag, den 14. April, Abends 8 1/2 Uhr, findet in der Alten Jakobstraße 83 eine Mitglieder-Versammlung statt. — Tagesordnung: 1. Bericht über die in Dresden stattgahabte Generalversammlung. 2. Verschiedenes. 791

Der VOLKS-BAZAR
 (Kein Abzahlungs-Geschäft)
Prinzen-Strasse No. 22, parterre,
 empfiehlt zur Frühjahrs-Saison
 elegante und dauerhafte Damen- und Mädchen-Kleider, Herren- u. Knabenanzüge, Paletots, serret Manufakturwaren, Betten, Singer-Nähmaschinen, Wollwaren, Uhren und Goldwaren, Hüte, Schuhe, Stiefel, zu äußerst billigen aber festen Preisen.
 Bei genügenden Referenzen bewilligen gern Kredit.

Alle Diejenigen, welche gewillt sind, am 15. April d. J. dem Tage der **Wahl** Tellow-Beeslow-Storlow-Charlottenburger Reichstags-Bezirkskreise mitzumitlen und für die Kandidatur des **Medaillieur Oscar Krohm** eintreten wollen, werden ersucht, sich bis spätestens Mittwoch den 15. d. M., früh 7 Uhr, bei Herrau, Raunynstr. 78 zu melden.

18 Skalitzerstrasse 18
Restaurant H. Stramm
 empfiehlt seinen reichhaltigen
Frühstück, Mittag- und Abendlich.

Möbel u. Polsterwaaren
 von A. Franke, Wasserhorststraße 46. Empfiehlt nur reelle Arbeit. Solide Preise. Auch Theilzahlung.

Arbeitsmarkt.
 Ein junger zuverlässiger Mann (21 Jahr), der in Berlin und mit Verden auf Beschäftigung sucht eine gute Stellung. Adressen ertheilen bei Penke, Stalgerstr. 124.

Ein Schneiderlehrling wird verlangt Adalbertstraße 60.
Mamsells auf Knaben-Anzüge und gute Stoffen hosen nach Augsburg veranlagt. Reisevergütung nach Uebereinkunft. Sichere Arbeit. Meldungen bis spätestens Mittwoch Mittag bei
 798 **Wilhelm Gäck,** Griebenowstr. 84.

Die den Gebrüder Mittelstädt zugefügten Beleidigungen nehmen ich hiermit zurück.
 790 **Jaehner.**